

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Bethlehem.

(Mit einer Abbildung.)

Der Bote beginnt die Reihe der Erzählungen abermals mit einer Schilderung aus dem heiligen Lande, denn er weiß, daß seine lieben Leser Freude daran haben. Er kennt nur Einen, der unfreundlich es wahrgenommen hat.

Bethlehem, was auf deutsch „**das Haus des Brodes**“ bedeutet, der Geburtsort unseres Heilandes und Erlösers, ehemals eine Stadt, jetzt ein Dorf, liegt zwei Stunden südlich von Jerusalem, an einem mit Weinstöcken und Delbäumen bespizten Berg, in angenehmer, frischer Landschaft, die gegen die öde Umgebung Jerusalems (siehe den Kalender von 1840) gewaltig absteht. — Millionen Sterne glänzten von Ewigkeit her in dem tiefen Blau des Himmels, aber als der Stern über Bethlehem aufging, da ließ sich der Himmel selbst auf die Erde nieder. Der ganze Weg dahin, von Jerusalem aus, ist heiliger Boden. Zuerst kommt man in das Thal Rephaim, merkwürdig durch den Sieg König Davids über die Philister; sodann an das Elias Kloster, wo man noch den Stein zeigt, auf dem der Prophet Elias unter einem Delbaum auszuruhen pflegte, wenn er nach Jerusalem gieng. Weiterhin ist das Grabmal der Rachel, der Gattin des Erzwaters Jakob, von dem Jeremias (31. Kap. 15. V.) in seiner Weissagung vom jüdischen Volk schreibt: „man hört eine klägliche Stimme, und bitteres Weinen auf der Höhe, Rachel weinet über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen über ihre Kinder, denn es ist aus mit ihnen.“ Unfern sprudelt eine schöne Quelle, welche das Andenken des Patriarchen Jakob zurückruft.

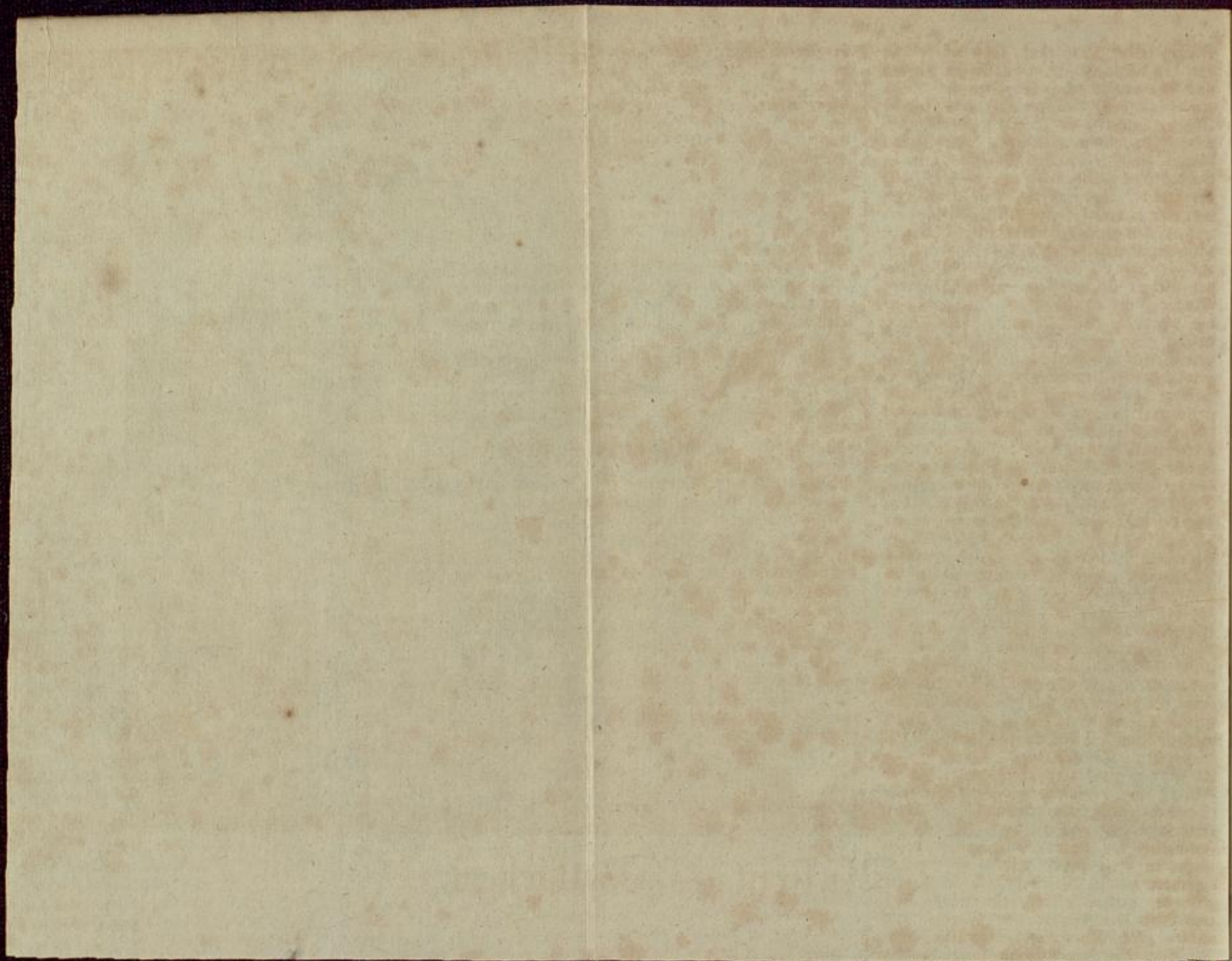
Die neuern Reisenden schreiben, daß Bethlehem sehr von seiner ehemals ansehnlichen Bedeutsamkeit zurückgekommen sey, und jetzt nur noch etwa tausend christliche Einwohner, theils Katholiken, theils Griechen, theils Armenier, zähle. Als vor einigen Jahren die Aegyptier Meister in

Syrien waren, so befahl ihr Anführer, der Sohn von dem mächtigen Pascha, oder Gebieter, im ägyptischen Reich, daß alle Türken das Städtlein räumen müßten, und daß nur christliche Bevölkerung darin wohnen dürfe. Es gab nämlich immer Streit unter den verschiedenen Religionspartien, und diesem sollte durch jenen Machtspruch gesteuert werden. Der ägyptische General hatte bei seiner Armee europäische Offiziere, und diese mögen zu Gunsten des heiligen Orts gesprochen haben. Denn sie, als Christen, werden doch die fromme Lehre nicht ganz vergessen haben, daß die Welt keine höhere Offenbarung kennt, als die durch den Sohn Gottes, und kein höheres Leben als das, welches Christus der Menschheit mitgetheilt hat. — Ob dermalen noch jener besondere Schutz fortdauert, weiß der Bote zur Zeit nicht; oft noch lauten die Nachrichten von blutigen Unordnungen in derselben Gegend leider gar zu kläglich. Uebrigens werden die Bethlehemiten als besonders freundliche und körperlich sehr wohlgebildete Leute gerühmt; sie beschäftigen sich weniger mit dem Ackerbau, als vielmehr mit der Anfertigung höchst zierlicher Arbeiten in Holz und Elfenbein, wie Rosenkränze, Kästlein, Schaalen und sonstige anmuthige Kunstgegenstände, die sich alle auf die heilige Geschichte unseres Erlösers beziehen. Wie sich in unsern christlichen Ländern die Annäherung des Weihnachtsfestes durch den Christmarkt mit seinen buntfarbigen, mannichfachen Waaren ankündigt, so ist hier in Bethlehem, wo das selige Weihnachtsfest das ganze Jahr hindurch und für alle Zeiten seinen festen Sitz hat, ein beständiger unaufhörlicher Christmarkt. Die christlichen Pilgrime kaufen sich liebe Andenken, welche dadurch einen erhöhten Werth erhalten, daß sie aus den heiligen Stätten kommen.

Das berühmteste und größte Gebäude in Bethlehem ist das von der Kaiserin Helena im vierten Jahrhundert gegründete, das jetzige Franziskanerkloster. Es hat das äußere Ansehen einer alten Burg, und auch eine solche Festigkeit, was den Klöstern in



Ansicht von Bethlehem.



Syrien leider Noth thut, sonst würden sie von den herumziehenden zügellosen Turken und Arabern zu oft gebrandschatzt. Durch eine dicke hohe Mauer führt eine eiserne Thüre, welche stets sorgfältig verschlossen wird. In diesem Gebäude, welches den Raum einschließt, wo Christus geboren ward, findet jeder Reisende, der reiche wie der ärmste, eine gastfreie Aufnahme. (Es war einmal eine fromme Zeit, wo man nur auf Reisen gieng, um die heiligen Orte zu besuchen. Solche Reisen haben gewissermaßen ein Ziel über die Erde hinaus!) Die Kirche der Geburt Christi steht in der Mitte des Klosters, sie ist schon als Bauwerk eine der schönsten des Morgenlandes. Zuerst betritt man eine große Halle, die auf beiden Seiten von herrlichen Marmorsäulen getragen wird, auf ihnen ruht das Gebälk, welches von Cedernholz vom Berg Libanon gezimmert ist. Ein prachvoller Altar darin ist den heiligen drei Königen geweiht. Aus dieser Halle kommt man in die eigentliche Kirche. Etwa 12 Fuß tief unter dem Boden derselben liegt die Geburtsstätte unseres Erlösers, die heilige Grotte, deren Felsendach von oben mit zwei Oeffnungen durchbrochen ist, die zur Rechten und Linken des Altars zu ihr auf 15 Stufen hinabführen. Die Hauptkammer der Grotte, welche die Stätte der Geburt, jene der Krippe und die der Anberung der Könige in sich faßt, ist gegen 15 Schritte lang und gegen 5 breit, ihre Höhe beträgt zwei Mannslängen. Es ist ein aus dem lebendigen Fels gebauenes Gewölbe, dessen Decke ein Pfeiler stützt. Obschon der Ort nach unsern Begriffen keinem Stall entspricht, so angemessen ist er dem des Landes, wo man gewohnt ist, das Vieh unter der Erde in Gewölben oder Höhlen zu überwintern. In der Gegend von Jerusalem ist diese Einrichtung noch heut zu Tag die gebräuchlichere. Auch kann man jetzt noch wahrnehmen, daß ursprünglich der eigentliche Eingang ebenen Fußes in diese Grotte und deren Seitenkammern geführt hat. Die Decke der Grotte zeigt den nackten Felsen; die Wände sind zum Theil mit Platten von Marmor und andern geschliffenen Steinen getäfelt, auch der Fußboden mit Porphyre und Jaspis künstlich ausgelegt. Ein kostbarer mit Sil-

Hinf. Note, 1843.

berplatten bedeckter Altar steht an der Stelle, wo der Heiland zur Welt kam, und ein Kranz von 32 immer brennenden, an goldenen Ketten von der Decke herabhängenden Lampen strahlt feierliches Licht umher. In der Mitte des Altars steht in goldenen Buchstaben auf silbernem Stern, mit einer Glorie umgeben: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est; was zu deutsch heißt: hier ist von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren. Um den Schrein herum knieen in ehrfurchtsvoller Stille die Pilger und verrichten ihr Gebet. Die Deutschen muß es freuen, an den Lampen das Erinnerungszeichen an das fromme Oesterreichische Kaiserhaus zu erblicken, das sie gestiftet hat.

Dem Altar der Geburt gegenüber steht ein zweiter Altar, der Anberung der Weisen gewidmet; er steht auf der Stelle, wo Maria die Gaben der Männer aus dem Morgenlande entgegen nahm. Neben der Hauptkammer der Höhle sind noch Nebenkammern. In einer derselben lebte und starb der heilige Hieronymus, der edle Kirchenvater und urchristliche Hüter des Heiligthums, der Uebersetzer des alten Testaments in die lateinische Sprache. Ueber einige Stufen hinan ist die Höhlenkammer und die Kapelle der unschuldigen Kindlein, deren zarten Hüllen die fromme Sage hier ihre Ruhestätte anweist.

Auf der Altane des Klosters hat man die schönste Aussicht, in welcher eine Menge Punkte heilige Erinnerungen wecken und vom höchsten weltgeschichtlichen Interesse sind. Nahe bei der Stadtmauer sprudelt der Davidsbrunnen; in halbständiger Entfernung bezeichnen zwei einfache Denksteine die Stelle, wo der Engel den Hirten erschien, und anderthalb Stunden weiter ist die öde Felsengegend, die sogenannte Wüste, wo Johannes der Täufer die Ankunft Christi verkündigte. Eine Höhle bezeichnet man als dessen einstige Wohnung. Näher ist die Grotte, wo Maria mit dem Jesuskinde sich vor der Flucht nach Aegypten verborgen hielt, und des Kindes Leben mit der Muttermilch fristete. Ein kleiner Altar steht in derselben; der weiche zarte Anfsatz des Kalksteins, den die Gelehrten Berggütsch nennen, wird von den Pilgrimmern gesammelt; der

D

Glaube legt ihm heilsame Eigenschaften für stillende Mütter bei. Ein ewiges Licht brennt in ihr; sie steht immer offen, Christen und Türken bringen Del hinein zur Speisung der Lampe.

Ein neuerer Reisender, ein Offizier, sagt, es liege eine ergreifende Wahrheit in diesen Dertlichkeiten, die noch heute in den kleinsten Einzelheiten mit den Schilderungen der alten Zeit übereinstimmen und freudig zum Herzen des Beobachters sprechen, wenn er sich an Ort und Stelle der einstigen Begebenheiten die Ueberzeugung verschaffen kann, daß sie durchaus mit den alten Berichten zusammentreffen.

Bethlehems Geschichte gleicht einem christlichen Hirtengedicht. Natur und Testament haben den Ort mit einem besondern Reize umflossen. Von Abraham gegründet, Schauplatz der rührenden Geschichte der Ruth, auch Geburtsort des Königs David, wo er einst die Heerden hütete, ist es jetzt von lauter Christen bewohnt, deren schöne Gestaltung, strenge Sittlichkeit und keusche Zurückgezogenheit, namentlich der Frauen und Jungfrauen, allwärts gerühmt wird. An diesem Orte ergreifen Borgedühle eines Friedens der seeligen Ewigkeit.

Der Vort möchte gerne noch weitere Nachrichten über das gelobte Land mittheilen, nämlich, daß die christlichen Monarchen dort bessere Ordnung besorgt haben, wie bisher, (siehe den vorjährigen Kalender) aber er ist leider noch nicht im Stand, dies mit Bestimmtheit thun zu können. Denn die Fürsorge ist noch nicht in allen Stücken gelungen, obschon sie fortbauert. Der Türk hört nicht so leicht auf gute Vorstellung. Inzwischen hat der König von Preußen und die Königin von England auch einen evangelischen Bischof nach Jerusalem entsendet, und lassen dort in frommem Sinn für die evangelischen Christen eine Kirche und ein Zufluchts haus bauen. Darüber soll im nächsten Jahr berichtet werden.

Es ist des Streitens genug in der Welt gewesen, ihr Völker, höret endlich auf die Worte des Friedens! Nur das Christenthum kann euch versöhnen, wenn es sichtbar auf Erden sein friedensstiftendes Amt übt, und in neuer Herrlichkeit uns zum großen Liebesmaß vereinigt. Das Christenthum allein

handelt im Sinn einer allgemeinen Menschenliebe, weil diese Liebe gegründet ist auf die wahre Menschenschätzung, und diese Menschenschätzung auf den Grundgedanken des Menschen als Ebenbild Gottes, und auf den andern Grundgedanken vom Sohne Gottes unter den Menschen erschienen, um sie von der Sclaverei der Sünde zu erkaufen. Deshalb ist das Christenthum eine Befreiung aus der Knechtschaft, weil es auf die wahre Wurzel aller Freiheit dringt, die Reinheit. Ein Gewissenloser kann niemals frei sein.

Von der Witterung.

Ein Engländer, Herr Howard geheissen, ein vielgelehrter Mann, hat seit 40 Jahren genaue Wetterbeobachtungen angestellt und darnach gefunden, daß jeweils 18 Jahre einen Kreislauf bilden, der mit einer gleichen Periode von 18 folgenden Jahren eine große Aehnlichkeit darbietet. Der Mann ist ferner überzeugt worden, daß in einer solchen fortlaufenden Reihe von 18 Jahrgängen ein Theil Kälter und ein Theil wärmer, als die durchschnittliche Temperatur sich einstelle. Es ist erfreulich, nach seinem Ausspruch berichten zu können, daß wir eben das Ende einer kalten Reihesfolge von Jahren erreicht haben sollen, und einer wärmern nahe seyen. Daraus wäre zu schließen, daß die nächsten Jahre freundlich warm und an allen Erzeugnissen des Bodens sehr gesegnet seyn werden. Nach Verlauf von 18 Jahren finden sich Sonne, Mond und Erde wieder in der gleichen Stellung zu einander, wie sie am Beginn der 18 Jahre gewesen waren. Darauf baute der Engländer sein durch Erfahrung bestätigtes Dafürhalten von der Aehnlichkeit der jeweiligen 18jährigen Perioden. Daß Sonne und Mond großen Einfluß auf die Witterung üben, ist längst bekannt; der Wechsel darin, Feuchtigkeit, Winde u. s. w. sind wesentlich von der Stellung jener Himmelskörper zur Erde abhängig. Uebrigens ist die Witterungskunde noch eine sehr ungewisse Erkenntniß. Der Vort freut sich einstweilen nur auf die guten Jahrgänge, die jetzt kommen sollen. Er gönnt sie vor

allem den schwer heimgesuchten Rebleuten am Kaiserstuhl. Erfahrung bringt Hoffnung, sagt der Apostel, und im Psalter steht: ich hoffe darauf, weil du, o Herr, so gnädig bist.

Die glücklichen Mütter.

Lyon ist eine große Stadt in Frankreich, an zwei Flüssen gelegen; die schönsten Seidenstoffe werden daselbst verfertigt. Vor zwei Jahren war dort die große Ueberschwemmung, die unsägliches Elend über Stadt und Gegend brachte, und auch der deutschen Mildthätigkeit reichliche Anwendung darbot. — In dieser Stadt ist am 15. Jänner vorigen Jahres ein seltenes Familienfest gefeiert worden. Eine noch rasche und muntere Wittfrau begieng ihren 25ten Geburtstag in voller Heiterkeit des Geistes und der Gesundheit. Von 17 Haushaltungen, die ihr das Daseyn zu danken haben, wohnen 14 in der Stadt selbst, alle im Wohlstand, alle angesehen und geachtet, und was noch mehr ist, alle in liebender Einigkeit den Weg der Tugend wandelnd, darum ruht auch auf ihnen des Himmels Segen. An jenem Tag nun hatte die Stammutter sämtliche Familienglieder, 46 an der Zahl, zu einem frohen Schmaus bei sich versammelt. Beim Essen erhob sich der älteste Sohn, der bereits gute 70 Jahre zählte, und brachte der Mutter Gesundheit mit dem Wunsche aus, daß sie nach Art der Erzväter und Patriarchen ihr volles Jahrhundert, und auch mehr, glücklich erreichen möge. Darauf sprach die Mutter: „dein Wunsch lieber Sohn, möge in Erfüllung gehen, denn ich bin noch gerne auf der Erde, weil ihr mich zur glücklichen Mutter gemacht, und stets erfreut habt. Darum soll mein Segen auch erhört bleiben, der alte Spruch, wachset und mehret Euch!“ Die gute Stammutter hat hierauf noch ganz rüstig ein Ehrentänzchen mit dem Sohn begonnen, und mit allen Nachkommen bis zum jüngsten Enkel fortgesetzt.

Hier waltet sichtbar des Himmels Segen.

Gleiches kann man von den Herren von Nothschild sagen, denn ihr Reichthum ist

sprichwörtlich. Aber auch von ihnen wird gerühmt, wie hoch sie die Eltern in Ehren gehalten haben. Noch lebt die greise Mutter, an 90 Jahre alt, und die betagten Söhne umgeben sie mit der kindlichsten Liebe. In Frankfurt hat der älteste einen herrlichen Garten, darin kommt die Mutter sich der schönen Blüthen, Pflanzen und Blumen zu freuen. Denn ihre Wohnung ist das stille, unscheinbare Haus geblieben, wo sie an des vorangegangenen redlichen Gatten Seite glückliche Tage verlebt hatte. In jenem Garten steht ein schönes Gebäude, und darin ist ein großer Saal mit den Bildnissen aller der vielen Familien-Angehörigen, wie sie in London, Paris, Wien Neapel, oder wo sonst die Herren v. Nothschild Niederlassungen gründeten, sich aufhalten. — Die greise Stammutter zeigte einem Fremden dies Zimmer und seinen Schmuck. Als nun dieser sie im Sinn der patriarchalischen Zeiten ob solch zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet nannte, erwiderte sie: „ja, ich bin glücklich zu preisen, denn von Allen diesen hat mich noch keines im Leben betrübt!“ Dies ist ein schöner Ausspruch, der in eine bewegte Brust zog, gleich ehrend für die Mutter, wie für die Kinder und Enkel. Der Segen ist nicht unverdient, der auf solchen Familien ruht. Ehre Vater und Mutter, so wird es dir wohlgehen auf Erden! — Der Vore hat die Erzählung aus dem Mund des Herrn, der in Frankfurt damals im Garten war.

Missethat im Trunk.

An jenem Tag, wo voriges Jahr die holde Frühlingszeit begann, am 21. März, ist im Dorf Scherweiler, bei Schlettstadt, eine grausenhafte That geschehen. Ein Bürger hatte sein neunjähriges Kind Abends ins Haus seines Schwagers geschickt, damit es bei den Kindern desselben über Nacht bleibe, weil er gerade kein Bettlein für dasselbe hatte. Der Schwager war den ganzen Tag im Wirthshaus gewesen und hatte dort keine milde Frühlingsluft eingesogen, sondern den schlimmen, seelenverwirrenden Branntewingeist. Als er nun spät nach Hause kam, und das Kind bei

den sehnigen im Bett fand, ergriff er es im wüsten trunkenen Zorn, und warf es ohne weiteres zum Fenster hinaus. Das unglückliche Kind ist sofort gestorben, der unnatürliche Schwager aber ist bereits im Gefängniß, und sieht in nüchternen Reue und Berkürschung der bittern Strafe entgegen. Abermals ein Beispiel, daß der Böse im Glas sßt, und Handlungen dem Trinker eingiebt, die ihn ins Verderben führen müssen.

Von einem alten Mann.

Zus Leipzig ist im März vorigen Jahres berichtet worden, daß in dortiger Stadt ein merkwürdiger Besuch aus Rußland angekommen sey, nämlich ein seinalter Greis, der 119 Jahre an Alter zählte. Er war aus einem Dorfe bei der Stadt Leipzig in Sachsen gebürtig, wanderte als Schlossergesell in seinem 19. Jahre nach Rußland, ließ sich dort häuslich nieder, und ward später in der kaiserlichen Gewehrfabrik in Petersburg als ein Aufseher angestellt. Dort war er, trotz seinem hohen Alter, bis vor kurzem in voller Thätigkeit. Nun hörte der großmüthige Kaiser von Rußland von ihm, ließ den Greisen zu sich kommen, und stellte ihm einen Gnadenwunsch frei. Da erwachte ein Heimweh in der Brust des alten Mannes, und er begehrte nichts, als seine Heimath wiedersehen und dort seine Tage beschließen zu dürfen. Er wolle sein Grab in dem Ort haben, wo einst seine Wiege gestanden sey. Die Bitte ward ihm gewährt, und der gütige Kaiser hat die Reise bezahlt. In einer eigenen Kutsche ließ er ihn herausführen, und ein Doktor mußte ihn begleiten, damit dem Patriarchen gleich Hülfe nahe sey, wenn ihm auf dem weiten Wege etwas zustößen sollte. Aber er hat ihn glücklich zurückgelegt, und ist gerade nach 100 Jahren zu Leipzig mit Kutsch und Pferd eingezogen, das er vor 100 Jahren zu Fuß mit dem Felleisen auf dem Buckel verlassen hatte. Doch ist er nicht lange in der Stadt geblieben, es trieb ihn hinaus in sein heimatliches Dorf. Dort lebt er wahrscheinlich noch, denn von seinem Tod ist bisher nichts berichtet wor-

den. Bekannte hat er keine mehr angetroffen, nur der Kirchturm ist noch der alte. Aber was erlebte der Mann nicht Alles in seinem langen Erdenwallen! Als er vor 100 Jahren auf die Wanderung gieng, da war noch nicht lange der Kaiser Carl VI., der Vater der großen edlen Frau Maria Theresia gestorben, die muthig und in voller Jugendschöne ihre Erbherrschaft gegen alle Feinde verteidigte, und später auf dem deutschen Kaiserthron glänzte, als eine Zierde ihres Geschlechts und der Höchsten der Erde; in Preußen regierte der große Friedrich, und in Rußland auch eine Frau, die Kaiserin Elisabeth, die aber weitaus nicht so preiswürdig gewesen ist, wie die deutsche Monarchin, deren Andenken heute noch gesegnet wird. Er konnte hören, wie Anno 1746 unser unvergeßlicher Fürst Carl Friederich der gütige Vater seines Landes wurde, und wie 1756 der 7jährige Krieg ausbrach, in den auch russische Soldaten zogen. Er sah die großmächtige russische Kaiserin Katharina die Herrschaft ergreifen, vernahm, daß Gott die fromme Kaiserin Maria Theresia von der Welt abgerufen, (1780) und ebenso deren Söhne, die Kaiser Joseph und Leopold, und endlich auch deren Enkel, den milden, guten, schwer geprüften und stets bewährt erfundenen Kaiser Franz, den letzten unserer Kaiser deutscher Nation. Er erlebte die Gräuel der französischen Revolution, und deren Kriege; er erlebte Napoleons Geburt, Größe, Erhöhung, Sturz, Ende, Tod und feierliche Abholung aus der Felseninsel im Ocean. Er sah Moskau in Flammen, das große Brandopfer, welches der Neuzeit leuchtete. In Leipzig werden sie ihm von der Völkerschlacht, vom Einzug in Paris, von der Schlacht bei Waterloo, von der abermaligen französischen Ummwälzung, vom Feldmarschall Blücher, der gerade im Jahr 1742 geboren wurde, wo unser Mann auf die Wanderung gieng, vom deutschen Bund und vom Zollverein erzählt haben. In seinen jungen Jahren konnte er noch in Deutschland Hexenhinrichtungen mit ansehen, was heut zu Tag Niemand für glaublich halten wird, und doch ist leider so gewesen. Dazumal hat man auch im Volk vom Kaffee noch nichts, oder nicht viel gewußt. Er

war schon ein gestandener Mann, als der Kleebau aufkam, gegen den sich unsere Großväter anfangs sperrten. Genug, ein hundertjähriges Leben ist ein weiter Rahmen, der unendlich viel Ereignisse einfaßt. Wem Gott es gewährt, dem erzeigt er eine hohe Gnade, nach dem Ausspruch des Propheten: „ich will euch tragen bis ins Alter, und ihr grau werdet.“ Wer von solchem Standpunkte auf die Vergangenheit zurückblickt, dem müssen bewegliche Gedanken zuströmen.

Andreas Hofer.

(Mit einer Abbildung.)

Tyrol gehört von alten Zeiten her zum Kaiserthum Oestreich; es ist eines der merkwürdigsten Länder in Deutschland; seine Bewohner zeichnen sich aus durch Redlichkeit, Offenherzigkeit, durch Vaterlandsliebe und eine unerschütterliche Treue gegen ihren Landesfürsten, von dem Haus Oestreich. Die ehrlichen, muntern Tyroler, die als Handelsleute jährlich tausendweis in fremde Länder wandern, sind überall beliebt. Zur Zeit der Napoleon'schen Gewaltherrschaft von 1805 bis 1814 hat das Land sehr ungern bayerisch werden müssen. Der gute König Max von Baiern war gewiß ein milder Regent, und dennoch haben im Krieg von 1809 die Tyroler wie Ein Mann sich erhoben, die bayrischen und französischen Truppen zweimal aus dem Lande getrieben, und sich der alten Herrschaft in erneuter Liebe zugewandt. Von diesem Streiten soll hier nicht die Rede seyn; es war blutig, heldenmüthig, herrlich! Die Tyroler retteten die Ehre des deutschen Namens; sie und die Spanier zeigten, was ein Volk vermag, das einzig in der Gesinnung ist, das im Unglück den Muth nicht verliert, und mit der Zuversicht auf die Hülfe der Vorsehung das Vertrauen in eine schönere Zukunft feißhält. Es ist gut, wenn der Bürger die Geschichte jener Zeiten liest, um sich stets gegenwärtig zu halten, was ein Volk zu unternehmen fähig ist um seiner höchsten Güter willen, nämlich für seinen Glauben, seine Sitte, und sein angestammtes Herrscherhaus.

Beim Eintritt in die Welt umfaßt unsere Liebe zunächst die Eltern, dann die Nachbarn, die Freunde, endlich das Vaterland. Als ein schönes Bild der feurigsten Liebe für die Heiligkeit des vaterländischen Bodens, leuchtet uns eben jener Aufstand der Tyroler im Jahr 1809 entgegen, und vor allem das Leben und Sterben des Haupthelden desselben, des deutschen Mannes Andreas Hofer, von dem hier eine kurze Erzählung folgt.

In einem der raubesten Thäler von Tyrol, dem Passeyer Thal, das die wilde Passer durchströmt, liegt ein einsames Wirthshaus, welches „am Sande“ genannt wird. Ringsum sind hohe Berge, die alles einschließen. Der Boden ist für den Ackerbau nicht geeignet; die guten Passeyerer treiben daher meistens Viehzucht, oder sie sind Saumer, wie diejenigen Leute genannt werden, welche Waaren und Lasten auf dem Rücken der Pferde (Saumrosse) über die Gebirge schaffen, wo es keine fahrbare Straßen giebt.

Andreas Hofer hieß der Eigenthümer des Wirthshauses am Sande, ein ernster, gottesfürchtiger Mann, der neben seiner Wirthschaft mit Pferden handelte und Saumer war, und deshalb viel in andere Thäler, ja bis zur Kaiserstadt Wien kam. Seiner Redlichkeit und seines geraden Verstandes wegen rühmlich bekannt, war er von Gestalt groß und breitschulterig, ein langer, schwarzer Bart reichte ihm bis auf die Brust herab, und zeichnete ihn vor Vielen aus. — Schon in jungen Jahren hatte er, in den Revolutionskriegen, mit einer tyroler Scharschützen-Compagnie gegen die Franzosen gekämpft. Einfach und schlicht in seiner Lebensweise, streng in seinen Ansichten, voll inbrünstiger Anhänglichkeit an die gnadenreiche Mutter Gottes, galt er Viel im Kreis der Landsleute.

Bayern, das damals nicht das Böhern von heute war, hatte sich in Tyrol Alles zu Feinden gemacht. Als nun der Krieg gegen Oestreich im Jahr 1809 ausbrach, so glaubten die Tyroler es an der Zeit, die fremde Herrschaft wieder los zu werden. Sie waren im Geheim zusammengetreten, und hatten ihre Feinde verabredet. Holzspäne wurden nämlich an einem Tag und zur selben Stunde in ihre Gebirgsbäche gewor-

fen, und so, wie diese von den Wellen in die Thäler fortgetragen wurden, so erhoben sich auch die Arme, um den Feind zu vertreiben. Die Anstrengungen überstiegen das Glaubliche. Der Aufruhr bedeckte alle Thäler; Franzosen und Bayern mußten zusehen, wie sie aus dem Lande entkommen mochten. Die Tyroler hatten schwere, blutige Kämpfe zu bestehen, jede Spanne ihres vaterländischen Bodens errangen sie mit ihrem Leben. Die Rache, die auf der andern Seite hiefür genommen wurde, war schrecklich. Ueberall stieß man auf verbrannte Dörfer; die armen daheim gebliebenen Einwohner, meistens nur Frauen und Greise, da alles, was die Waffen tragen konnte, ausgezogen war, hatten grausame Peinigungen zu ertragen. Jeder Krieg ist schrecklich, allein ein solcher Volkskrieg ist der schrecklichste. Sollte es übrigens einem Feind jemals einfallen, unser Deutschland mit Krieg zu überziehen, so setze Jeder sein Gut und Leben daran, um das Vaterland zu vertheidigen und den Feind zu vertilgen. Ueber die Ehre darf dem Menschen nichts gehen. Ein großes Volk, das so denkt, wird nicht so leicht angegriffen. So dachten unsere wackeren Tyroler, und deswegen ist ihnen nicht anzurechnen, was Blutiges und Schreckliches sich begab; ihr Heldennuth, ihre Aufopferung, ihre Vaterlandsliebe muß in Ehren gehalten werden bis in die fernsten Zeiten.

Im Verlauf nun dieser wechselvollen Kämpfe war Andreas Hofer, als Oberkommandant des Landsturms, der Mittelpunkt der größten Angelegenheit geworden. Nicht nur seine herrlichen Eigenschaften, seine rührende Treue und Uneigennützigkeit waren es, die ihm die hohe Achtung seiner Landsleute sicherten, sondern auch sein Muth, und seine hervorragende Persönlichkeit. Siegreich gewann er Schlachten, und führte in herzlicher Weise das Regiment. Er wohnte im Kaiserlichen Schloß zu Innsbruck. Er waltete mit vieler Umsicht, setzte das Land in wehrhaften Stand, ließ selbst Münzen schlagen, blieb aber bei allem seiner einfachen Lebensweise, seiner Reinheit getreu. Nie hat das Haupt eines Aufstandes, mit den höchsten Ehren bekleidet, einer gleichen Mäßigung gehuldigt. Bei seinen Anreden an die versam-

melte Menge sagte er einst: „Alle, die unter meinen Waffenbrüdern seyn wollen, müssen für Gott, Kaiser und Vaterland, als tapfere redliche Tyroler streiten, die aber, welche dies nicht thun wollen, die sollen heimziehen. Und die mit mir ziehen, die sollen mich nicht verlassen, ich werde Euch auch nicht verlassen, so wahr ich Andreas Hofer heiße.“

Ja wahrlich er hat sie nicht verlassen, die biedern Tyroler; er hat sein Land nicht verlassen wollen im Unglück, um sein Leben zu fristen. Er blieb, da Alles verloren war; er hat sein Werk mit seinem Blut besiegelt; er starb für das, was er als Recht erkannte! Der Friede von 1809 setzte abermals fest, daß Tyrol eine bayerische Provinz bleiben müsse. Die Klugheit rief, sich dem Unvermeidlichen zu fügen. Aber Hofer konnte dies nicht fassen, er sah ein, daß aller Widerstand vergeblich sei, und doch ließ er sich mehrmals hinreißen. Vergeblich warnen die Freunde. Bereits hatten sich die tapfersten Anführer durch die Flucht gerettet; ein Ausweg zu dem er nicht zu bewegen war. Er erließ neue Aufrufe, so dafür aber ward sein Name geächtet.

Hofer blieb sodann in seinem Wirthshaus am Sand verborgen, bis die Franzosen ins Thal drangen, und er mit den Seinen flüchten mußte. Hierauf wandte er sich tief ins Gebirg, um sich in einer verfallenen Gennhütte, die einem sichern Freunde gehörte, zu verbergen. Es war harter Winter, alles mit Schnee bedeckt, selbst die des Wegs Kundigsten vermochten nur mit Lebensgefahr die Höhe zu erklimmen. Früher hatte Andreas seine vier Töchter ins Thal hinab zu seinen Freunden gesendet, und nur seine Frau, seinen Sohn Johann und einen treuen Diener bei sich behalten. Der Winter wurde immer härter, die Einsamkeit immer trauriger, doch fühlten sich die armen Flüchtlinge nur um so sicherer, an Lebensmitteln hatten sie keinen Mangel. Die Familie des Sandwirths hoffte mit Zuversicht, daß er im Frühjahr sich entschließen würde, nach Detsch zu entfliehen. In diese Stimmung waren sie eines Tages gewaltig überrascht, einen Mann den Berg heraufklimmen zu sehen. Sie erkannten einen Bauern Namens Jos

seph Rassel, der nach seiner Alpe kletterte, und nicht wenig verwundert war, als er Rauch aus der verlassenem Sennhütte aufsteigen sah. Er trat ein, und fand die flüchtige Familie. Von diesem Augenblick an wuchs Hofers Sorge und seine Ruhe entwich, denn Rassel stand nicht im besten Ruf. Seine Leute bringen in ihn, ohne Säumen den Weg nach Oestreich einzuschlagen, allein er war nicht zu bewegen, das Land zu verlassen, er war wie angewurzelt am theuren Boden der Heimath. Seine Sendung war zu Ende.

In der Frühe des 27. Janners 1810 sahen die armen Geflüchteten einen Haufen Soldaten, es waren Franzosen, sich der Hütte nahen. Andreas Hofer trat vor, sprach: „ich bins, den Sie suchen, aber die andern sind unschuldig.“ Auf einen Wink des Offiziers wurden alle gebunden, und unter schweren Mißhandlungen nach Wogen gebracht. Der dortige französische General dachte menschlicher, er löste die Stricke und entließ die Frau und den Sohn in ihre Heimath. Es war der schmerzhafteste Augenblick, als Hofer von seiner Gattin und seinem Sohne sich trennen mußte; sie nahmen den rührendsten Abschied. Dann wurde er weiter nach Mantua transportirt, und sein treuer Diener mit ihm. Die Einwohner von Mantua zeigten die wärmste Theilnahme für den Tyroler Helden; sie boten dem französischen Kommandanten viel Geld, wenn er dem Hofer das Leben erhalten könne. Der Kommandant sicherte demselben Vergnadigung zu, wenn er in französische Dienste treten wolle. Allein er schlug diese Bedingung gleich aus. Am Mitternacht vom 19. auf den 20. Februar versammelte sich ein Kriegsgericht, das erkannte auf den Tod durch Erschießen. Der treue Diener mußte von seinem Herrn nunmehr scheiden. Zwei Geistliche kamen zu Hofer, den seine feste Fassung nicht verließ. Er übergab dem Einen das Geld, welches er noch besaß, um es dem Diener als ein Vermächtniß einzuhändigen, dazu schrieb er: „lieber Cajetan, empfange hier das letzte Vermögen, was ich habe, lebe wohl und bete für mich, denn um 11 Uhr muß ich sterben.“ Dann schrieb er noch folgenden Brief an seinen Freund den Herrn

von Pichler in Neumarkt, aus dem man deutlich seinen frommen Sinn und festen Muth wahrnehmen kann. Der Brief lautet im Hochdeusch also:

„Liebster Herr Bruder!

Der göttliche Wille ist es gewesen, daß ich hier in Mantua mein Zeitliches mit dem Ewigen vertauschen mußte, aber Gott sey Dank für seine göttliche Gnade, mir ist es so leicht vorgekommen, als wenn ich zu etwas ganz Anderem geführt werden sollte. Gott wird mir auch die Gnade verleihen bis zum letzten Augenblick, auf daß ich kommen kann, allwo sich meine Seele mit allen Auserwählten ewig freuen mag, allwo ich auch für Alle bitten werde bei Gott. Besonders aber für diejenigen, für welche ich am Mehrsten zu bitten schuldig bin, wie für Sie und Ihre Frau, wegen aller mir erwiesenen Wohlthaten. Aber auch alle hienieden noch lebende gute Freunde sollen für mich beten, und mir aus den heißen Flammen helfen, wenn ich im Fegefeuer büßen muß. Den Gottesdienst soll die Liebste mein, die Sandwirthin, halten zu St. Martin, beim Rosenfarbenen Blut. Den Freunden ist beim Untermich Suppe und Fleisch geben zu lassen und eine halbe Wein. Lieber Herr Pichler, gehen Sie hin und zeigen Sie die Sache beim Untermich zu Sanct Martin an, er wird dann schon Anstalt machen; aber ziehen Sie sonst Niemand dazu.

Von der Welt lebet Alle wohl, bis wir im Himmel zusammenkommen und dort Gott loben ohne Ende. Alle Passyerer und Bekannte sollen mir eingedenk seyn im heiligen Gebet, und die Frau soll sich nicht so bekümmern; ich werde bitten bei Gott für sie Alle. Ade, meine schöne Welt! so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht die Augen naß werden.

Geschrieben um 5 Uhr in der Frühe und um 9 Uhr reise ich mit der Hülfe aller Heiligen zu Gott.

Mantua, den 20. Februar 1810.

Dein im Leben geliebter
Andre Hofer
von Sand in Passyere.

Im Namen des Herrn will ich auch die Reise vornehmen mit Gott.“

Die Frömmigkeit, Biederkeit und wahrhafte Seelengröße, die aus jeder Zeile dieses Schreibens hervorleuchten, zeigen uns in Hofer einen wahrhaft christlichen Helden. Als solcher starb er. Um 10 Uhr ward die Trommel gerührt, und drei Viertel auf 11 ward Hofer vom Erzpriester in Mantua und noch einem Geistlichen zur Nichtstätte geleitet. Hier angekommen rief Hofer selbst: „Gebt Feuer!“ Die Schüsse fielen, tödteten ihn aber nicht sogleich; es erfolgte noch ein sogenannter Gnadenschuß. Der fromme Priester, der ihn nicht verlassen hatte, sprach laut, daß er den Mann bewundern müsse, der wie ein christlicher Held zum Tode gieng, und ihn wie ein unerschrockener Märtyrer erduldet. Allgemein wird jetzt angenommen, daß jener Rassel ihn verrathen hat. Er ist in Bayern gestorben, wohin er mit bösem Gewissen ausgewanderte. Gerade dreizehn Jahre nach diesem traurigen Ereigniß, am 19. Februar 1823, kam ein Bataillon Kaiserjäger, aus lauter Tyrolern bestehend, von Mantua, das indessen Völkisch geworden war, in die Heimath zurück, und brachte die Gebeine Hofers mit, die sie an der Stelle, wo er den Tod erlitt, ausgegraben hatten. Diese Gebeine wurden in der Hofkirche zu Innsbruck feierlich beerdigt. Darüber ließ ihm Kaiser Franz ein schönes Denkmal von Marmor setzen, (siehe die Abbildung) das nun für alle Zeiten die Thaten, die Treue und die Vaterlandsliebe des Sandwirths ins Gedächtniß zurückruft. Es stellt ihn, in mehr als Lebensgröße, getreu dar; unten ist bildlich zu sehen, wie alle Gestalten jung und alt den Entschluß aussprechen, Gut und Leben fürs Vaterland zu wagen. Die Tyroler Landstände haben dem edlen Kaiser dafür auch recht herzlich gedankt; sie sagen in ihrem Dankschreiben: „Durch Euer Kaiserlichen Majestät Befehl, rücksichtlich der für Hofer angeordneten Todtenfeier, fühlte sich die ganze tyrolische Nation hochgehrt und emporgehoben.“ In jener Hofkirche ist auch das Grabmal des Kaisers Maximilian, ein berühmtes Kunstwerk, welches die in Erz gegossenen Gestalten der edelsten Helden, gleichsam als Wächter, umgeben. Diesem gegenüber ruht nun die Asche des schlichten Landmanns; ein selteper

Fall, daß ein solcher in einer Hofkirche eben da begraben wärd, wo sich ein Kaiser das Grab hatte bauen lassen. Mit Rechte singt deshalb ein Dichter:

Er hat gesezt! — so rein blüb'n wenig Palmen,
So laut erklingen wenig Siegespsalmen,
Als das Gebet des Volks auf Hofers Grust!
Drum aber schwindet auch jedwede Klust
Des Hohen und des Niedern! Großer Kaiser,
O Maximilian, du Held und Weiser,
Den ich im Geist hier wehn und wandeln sehe,
Du fühlst geeb't dich durch des Bauern Nähe,
Und reichst aus deinem festen Eisengitter
Die Hand zum Druck dem ebenbürt'gen Ritter.

Hofers Frau ist vor wenigen Jahren gestorben. Der Sohn ward in Wien erzogen und lebt in der Nähe auf einem Gut, das ihm der Kaiser schenkte, der die Familie überhaupt großmüthig bedachte. Von den Töchtern hatten zwei geheirathet; die älteste, des Vaters Liebling, blieb immer ernst und ledig. Jetzt sind bereits alle der greisen Mutter gefolgt, nur der Sohn lebt noch, und mehrere Enkel. Das Wirthshaus muß, nach des Kaisers Willen, auf immerwährende Zeiten unter dem Namen „Hofers Sandhof“ in der Familie bleiben. Die ganze Familie ward in den Adelsstand erhoben.

Seitdem ist auch die Asche des Kaisers Napoleon, auf dessen Befehl Hofer den Tod erleiden mußte, vom Felsen im Meer nach Frankreich gebracht worden, um dort auch ein Ehrendenkmal zu erhalten. Vier Jahre waren nach des Sandwirths Tod kaum verflossen, als auch Napoleons Macht zerbrochen war! Ein nachdenkliches Erlebniß!

So lautet des Sandwirths Andreas Hofer Geschichte; sie lehrt, was ein Herz vermag, das für seinen Herd, für seine Familie, für seinen vaterländischen Boden kämpft. Für Zucker, Kaffee und Handelsfachen mag man wohl wacker dreinschlagen, aber dies sind nicht die Güter der Menschheit, welche die Gemüther begeistern. Glaube, Liebe, Treue sind es, und sie haben zu allen Zeiten im rechten Augenblick noch den rechten Mann erweckt. —

In guten und schlimmen Tagen wollen wir an Hofers Denkmal blicken, damit eine freundige Zuversicht zu unserer Eintracht



und Stärks wachse. Haben nicht auch die Kappler Bauern im Revolutionskrieg ächt vaterländische Gesinnungen erprobt? Davon soll künftig etwas erzählt werden.

Zum Schluß zwei schöne Verse:

„Aus Mantua von dem Walle
Komm ich geschritten her,
Wo noch von meinem Falle
Ein Fleck ist blutig febr:
Die Augen unverschlossen
Von der Franzosen Hand
Ward ich allda erschossen,
Ich, Tyrols Kommandant.
O! Oesterreich ich habe
Die Kommandantenschaft
Bewahret bis zum Grabe
Für dich mit treuer Kraft.
Es hat mich nicht verdrossen,
Daf als Verräther ich
Vom Feinde ward erschossen,
Weil ich es ward für dich.

Die Zigeuner.

Die ältern Leute werden sich noch wohl der herumziehenden Banden schwarzgelber verlumpter Menschen erinnern, die man Zigeuner nannte, und die gewöhnlich an Jahrmärkten als Spielleute, Kunststückmacher, Kestler u. sich einfanden, sonst aber an einsamen Orten oder in Wäldern ihr Lager aufschlugen, und so ziemlich blos vom Stehlen lebten. Dermalen sieht man bei uns wenige, sie hausen nicht gerne da, wo die Gensdarmrie wachsam ist und aufpaßt; aber in Frankreich, z. B. schon im Elsaß, auch in der Rheinpfalz, giebt es deren noch Viele, wie man denn überhaupt rechnet, daß an 700,000 durch ganz Europa zerstreut sind. Davon kommen die Meisten auf Ungarn, Siebenbürgen, die Türkei, Spanien; die südlicheren Länder ziehen sie mehr an und sagen ihrer streifenden Lebensweise mehr zu. Manche Gelehrte leiten die Benennung Zigeuner von dem Wort „Zieh-Gauner“ her, welcher Ausdruck gar sehr ihrer Art zu seyn entspricht, doch haben sie damit Unrecht. Als vor mehr denn 400 Jahren die Ersten dieses Volks in Europa erschienen, und allwärts Aufsehen erregten, da nannten sie

sich selbst Zigani, wie sie auch heut noch in Ungarn, der Türkei und Italien genannt werden. Dies Wort ist eigentlich indischen Ursprungs; und aus Indien, wo noch heut zu Tag ein Volksstamm mit ähnlichen Sitten, Tschinganen geheißt, hauset, sind die Zigeuner hergekommen, als um das Jahr 1400 ein gewaltiger blutgieriger Eroberer Indien mit Krieg und Verheerung überzog, und die dortigen Völkerschaften aus einander trieb, nachdem er an ihnen unerhörte Grausamkeiten verübt, und viele Tausende getödtet hatte. — Ihre Sprache ist in ganz Europa dieselbe, und stimmt jetzt noch in vielem mit der Sprache ihrer Landesleute überein. Dem äußern Ansehen nach haben sie eine gelbliche Hautfarbe, kohlschwarze Haare und Augen, blendend weiße Zähne und einen schlanken Gliederbau, die Männer jedoch meistens ein scheues Ansehen. Wo es das Klima erlaubt, und deswegen ziehen sie die südlichen Länder vor, wohnen sie frei in Wäldern, Gindden, Höhlen; selten führen sie Zelten mit sich, im Winter bauen sie sich Erdbütten. In Ungarn und Spanien treiben sie wohl auch Gewerbe, als Gastwirthe, Schmiede, oder sie helfen dem Landmann auf dem Felde. Vorzüglich sind sie als Musikanten berühmt, dort gilt kein Tanz, ohne die rasche, wilde Zigeunermusik. — Die in Deutschland sonst herumziehenden Zigeuner verüben meistens Gaunereien, während die Weiber wahrsagten, aus den Linien der Hand prophezeiten, Karten schlugen, und die Leute prellten. Dies Gewerbe ist ihnen in der ganzen Welt eigen. Zu ihrem Hausgeräthe gehört nochwendigerweise ein silberner Becher, und zu ihrem Viehstand ein Pferd und ein Schwein. Aus schöner Kleidung machen sie sich nicht viel, Hosen, Hemd, Rock und Schurz und ein Ueberwurf, meistens roth oder hellblau, ist Alles; selten haben sie etwas auf dem Kopf oder an den Füßen. Ihre Nahrung ist eckelhaft, denn sie verschmähen kein Thier, selbst nicht das Fleisch von verrecktem Vieh. Eine Viehsenche ist ihnen ein willkommenes Ereigniß. Nach morgenländischer Sitte sind Knoblauch und Zwiebeln besonders beliebt; eben so Branntwein und Tabak. Eine eigentliche Religion haben sie nicht; in den christlichen Ländern nehmen sie zwar christ-

kehe Gebräuche an, aber ohne daß sie sich um Unterricht in geistlichen Dingen bekümmerten. An manchen Orten lassen sie zwar die Kinder taufen, aber nur um Pachtengeschenke zu bekommen. Kein Zigeuner heirathet eine andere, als eine ächte Zigeunerin. Die Ehen werden auf keine feierliche Weise geschlossen, denn an Erziehung ist bei diesem rohen Volke nicht zu denken. Die Kinder strafen sie nie, damit sie von Jugend auf an Betteln und Stehlen sich gewöhnen. Genug, das Sittenverderbniß unter dem Volk ist groß. Daher hat man schon lange und oft an seine Verbannung aus Europa gedacht und scharfe Gesetze gegen sie erlassen, selbst grausame Verfolgungen gegen sie angeordnet; was aber nur auf kurze Zeit half, denn sie schlichen sich immer wieder ein. Die große Kaiserin Maria Theresia dachte zuerst daran, sie zu ordentlichen Menschen und Bürgern umzuschaffen; sie und ihr Sohn, der Kaiser Joseph, gaben deshalb weise Verordnungen, die auch für die stückliche Verbesserung der Zigeuner in jenen Landen nicht ohne Erfolg geblieben sind. So ist es mit diesem Volke, von dem Anno 1417 zuerst in Deutschland gesehen wurden. Damals schon zogen sie in Horden, einen Anführer an der Spitze, umher, man schätzte die, welche 1418 nach der Schweiz kamen, auf 14,000 Mann. Man hielt sie anfangs für Pilger, die aus dem gelobten Lande und aus Aegypten kämen, man schonte sie und ertheilte ihnen Schutzbriefe, wie es z. B. der Kaiser Sigismund that. In Paris hießen sie ums Jahr 1427 herum. Ein Bürger hat damalen folgendes in sein Hausbuch eingeschrieben: „Am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt kamen pilgernde Büßer fremden Aussehens nach Paris, die sagten sie seyen gute Christen, und aus Aegypten herkommend. Sie erzählten, daß sie vor Alters schon Christen gewesen wären, hätten aber bei den Türken wieder dem Heidenthum sich zuwenden müssen; darauf wären sie ausgewandert, vom Kaiser, vom König in Polen und andern Fürsten verfolgt worden, so daß sie nach Rom zum heiligen Vater sich gewendet hätten. Dahin wären sie endlich nach vielen Mühen gelangt, hätten dort ihre Sünden gebeichtet und

müßten nun zur Strafe unstat in der Welt herumziehen, dürften in keinem Bett schlafen, und jeder Bischoff und jedes Kloster müsse ihnen Almosen geben. Es waren ihrer an 120 in allem, Weiber und Kinder; sie durften nicht in die Stadt, sie hielten sich vor dem Thore auf. Fast alle hätten silberne Ringe in den Ohren, was in ihrem Lande gebräuchlich sey. Die Männer waren sehr schwärzlich, mit krausen, schwarzen Haaren und, so wie die Weiber, sehr unreinlich. Seit Menschengedenken sah man bei uns nicht so armselige Kreaturen; aber trotz dem trieben die Weiber Hexenkünste, und sagten aus der Hand wahr. Unser Pfarrer hat eindringlich gegen die Leute gepredigt, welche auf diese Weise einer sträflichen Neugierde nachhängen.“

Ferner meldet die Chronik der Stadt Constanz von Christoph Schultzeß: „in dem Jahr 1436 kam das verunglückte Volk, das man nennt die Ziginer, gen Constanz, deren waren an 400, Mann, Weib, Jung und Alt, und hatten einen Herzogen über ihnen aus ihrem Land. Zu derselben Zeit lag ein verurtheilter Dieb in dem Stock, (Gefängniß) den wolte man henken. Also hat derselbe Herzog und andre Herren auch, daß man den Dieb ihnen wolte schenken, so wolte er ihn mitnehmen, in sein Land in das vordere Aegypten. Es hatten auch viel andere Herrschaften für den Dieb, daß man ihn möchte den Ziginern geben. Also gab man ihnen den Dieb, der war ein Bartscheerer, und konnte fast wohl singen. Der Ziginer Herzog wolte ihn haben zu einem Walbierer und Sänger.“ — Ein hochgelehrter Herr, gebürtig aus Constanz, den der Vöte gar sehr verehrt, hat ihm dies aus der alten Handschrift mitgetheilt. Mit dem Henken war man in jener Zeit gleich bei der Hand, wie eine Geschichte im diesjährigen Landboten das Nähere ausweist; mit den Zigeunern aber war es damals schon, wie jetzt noch immer. Uebrigens mögen sich oft allerlei Leute zu den Zigeunern gefunden haben. Im Jahr 1676 wurde in Ungarn eine Bande derselben wegen Brandstiftung arretirt. Da traf man bei ihr einen französischen Ingenieur, Namens Peter Durois (sprich Düroa), der seit 7 Jahren mit ihnen herum gezogen war; bei dem

fand man die Pläne von den kaiserlichen
 Städten und Festungen, die er in dieser
 Zeit, mit Ausage der leichtesten Angriffs-
 punkte, heimlich aufgenommen hatte. —
 Ueber diesen Fang mag man nicht wenig
 verwundert gewesen seyn. In den verschie-
 denen Ländern sollen sie einen Oberzi-
 geuner haben, den sie Herzog nennen, und
 der wieder unter einem König stehet. Vor
 40 Jahren entdeckte man in Preußen eine
 Truppe, die sich das hohe Corps zum heiligen
 Kreuz nannte, den König in ihrer
 Mitte hatte, und einen Reichstag hielt.
 Vorlängst meldeten die Zeitungen, in Eng-
 land sey der Zigeuner-König in hohem Alter
 gestorben, und mit eigenen Feierlichkeiten
 von seinen Leuten Nachts auf einer weiten
 Heide begraben worden. Es sind viel wun-
 derliche Dinge auf der Welt!

Aus alter Zeit.

In derselben Chronik der Stadt Constanz,
 von der hier oben die Rede war, sind auch fol-
 gende demwürdige Aufschreibungen zu lesen.

**Von einem gerichtlichen Zwei-
 Kampf Anno 1432.** Um diese Zeit
 hauste bei Feldkirch ein Edelmann, der
 hieß Hans von Rotenberg. Derselbe führte
 über einen gewissen Hans von Riem, der
 bei Arbon wohnte, lästerliche Reden, als
 ob dieser Riem ein Hagelstuder, Gelfterer
 und Zauberer sey, der böse Wetter machen
 könne, (so etwas wurde damals noch fest
 geglaubt!) auch habe Riem den eigenen
 Schwager mit Gift aus der Welt geschafft.
 Da diese Reden dem Hans von Riem zu
 Ohren kamen, so gieng er mit seinen Freun-
 den zu Rath, wie er sich zu verhalten
 habe. Die Freunde riefen ihm, wenn er
 sich unschuldig fühle, so möge er beim Land-
 gericht von Constanz seine Klage anbrin-
 gen. Also gieng derselbige Riem nach Kon-
 stanzen und lud den Hans von Rotenberg
 dieser Reden wegen vors Gericht; der
 Rotenbergerschien, stellte auch nicht in Abre-
 de, solche Reden gehalten zu haben, nämlich
 daß Riem könne Wetter machen und Sachen
 treiben, welche den Unholden zugehörten,
 und er wolle dafür ehrbare Zeugen beibrin-
 gen. Aber daß Riem seinen Schwager sollt
 vergiftet haben, dafür habe er zwar keine

Zeugen, doch wolle er in gleichem Kampf
 deshalb streiten. Als das Gericht beide
 genugsam verhört hatte, ließ es beide bis
 zum nächsten Gerichtstag ins Gefängniß
 setzen, und auch des Riems Weib und
 Tochter. Am nächsten Gerichtstag holte
 man sie aus dem Gefängniß und stellte
 sie wieder vor Gericht. Da nahmen sie
 Fürsprecher und Hans von Rotenberg wie-
 derholte durch den Mund seines Fürspre-
 chers (Advokaten) die Anklage, daß Hans
 von Riem vor Gott und der Welt ein
 schädlicher Mann wäre, der schon lange
 solche böse Sachen treibe, wie es im ganzen
 Land allgemeine Rede sey. Zur Bekräfti-
 gung stellte er drei ehrbare Zeugen auf.
 Was jedoch die Vergiftungsgeschichte be-
 treffe, so könne er dies nicht mit Zeugen
 beweisen, er wolle es aber beweisen mit
 „seinem Hals auf seinen“, nämlich durch
 einen Kampf auf Tod und Leben. Da
 riefen dem Hans von Riem seine Freunde,
 daß er den Kampf sofort annehme, und
 die Sache wegen der Zauberei vorerst fallen
 lasse, aus der Ursache, sollt er letztere aus-
 tragen, so sähe er, daß die Zeugen ihm
 den Hals abschwören, und er würde dem
 Henker zum Verbrennen gegeben werden.
 Nun sei es gerathener, er kämpfe frei, ver-
 löre er auch, so wäre es doch besser, denn
 der Henker. Also nahm Hans Riem den
 Kampf auf; derselbe ward ihnen beiden
 ertheilt, weil ihn Beide begehrt hatten,
 und sie sollten kämpfen miteinander auf den
 letzten Tag im Heumonath des Jahres 1432.

Nachdem der Kampf ertheilet war, da
 stund ein Mann an des Gerichts Ring auf,
 und wollt auch ein Zeug seyn, daß der
 Riem vor Gott und der Welt ein schädli-
 cher Mann wäre. Da frug ihn Martin
 von Landenberg: „ei Gesell kennst du den
 Riem?“ Da antwortete er, er kenne ihn
 nicht, aber der Rotenberg habe ihn die Rede
 geheißt. Da ward dieser Mann zur Stund
 gefangen gesetzt.

Der Rath ließ nun alles zum Kampf
 anordnen. Die Juden wurden ermahnt,
 daß sie daheim bleiben, und nicht zuschauen
 sollen. Wer sich nicht daran kehre, und
 bekomme Schaden an Leib und Gut, dessen
 werde der Rath sich nicht annehmen. Auch
 der Priesterschaft und allen Frauensleuten,

so wie den Kindern unter 12 Jahren ward das Gebot verkündigt, daß ihnen das Zulügen verwehrt sey. Ferner erging der Ruf, daß Niemand mit Waffen versehen seyn dürfe, außer die vom Rath Verordneten. Dann ward auf dem Feld ein Kreis gemacht, 120 Schritte weit und breit, und mit Ziegelsteinen begränzt, auch wurden die Schollen weggenommen und der Kreis mit Sägmehl ausgefüllt. Für die Richter baute man Sitze, in den vier Orten, (Weltgegenden) saßen die Räte und die Gewappneten. Außerhalb des Rings versammelte sich männiglich, fremd und heimisch, und meint man, daß bei 20000 Männer da zugegen. Die Herren aus dem Hegau waren alle da.

Nun gab man den Kämpfern zum Anzug zwei knappe graue Röck, die waren gleich gemacht, vom Schneider, Namens Meister Marce, der mußte schwören, daß er die Röck wollt gleich machen, und keinerlei Gefährdung darin brauchen. Und da sie fertig waren, so mußten sie noch darum loosen. Auch gab man ihnen gleiche Schwerdter, gleiche Degen (Dolche), gleiche Schilde. Die Meister, so sie versertigt hatten, mußten ebenfalls schwören, daß die Stücke in allem gleich wären. Die Schilder waren schwarz und hoch, daß sie ihnen über die Haupter giengen.

Die Kämpfer wurden in ihren Gefängnissen angekleidet; dann führte man sie auf den Kampfplatz. Dort setzte man sie auf verschiedene Seiten, gab auch Jedem einen Weistand. Dann umgieng ein Hauptmann mit den Stadtfrechten den Kreis, und ließ rufen, daß Jedermann sollt still seyn, und kein Wort reden. Dies gebot man bei Leib und Gut. Auch saß der Nachrichten in dem Kreis, und hatte Beil und Block, daß er gleich richten konnt, so Jemand über den Kreis gehen wollt. Auch ward vom Richter gesetzt, daß wenn einer von den Kämpfern über den Kreis hinauskäme, so habe er sein Leben verwirkt, und man solle ihm gleich den Kopf abschlagen.

Und also schwieg Jedermann. Da gab man den Kämpfern den Degen (Dolch) gebunden an die Seite, das Schwerdt in die Hand, das Schild für sich, und zog ihnen die Schuh ab. Der Hauptmann rufte nun: Wohlauf! im Namen Gottes, zum ersten zum andern, zum dritten Mal! Da stan-

den die Kämpfer auf, liefen gleich zusammen, trieben einander eine kurze Zeit umher, hieben und stachen auf einander. Endlich traf der Riem den Rotenberg über den Schild in die Achsel, denn er hatte sich entblößt, und schlug ihm durch die Achsel den Arm ab, daß er kraftlos herab hieng. Der Riem trat zurück fiel aber dabei auf den Rücken. Der Rotenberg aber war durch den Blutverlust ohnmächtig geworden, und fiel auf den Riem. Da ergriff Lestere dem Rotenberg seinen Dolch, und stach ihn in die linke Seite unter der Achsel, wandte sich unter ihm hervor, saß auf ihn und sprach: „gestehe nun, daß ich unschuldig bin.“ Der Rotenberg schwieg, er wollt nicht sprechen und ihn unschuldig sagen, also schlug der Riem ihm den Degen ins Herz hinein und tödete ihn. Zuletzt riß er ihm noch die Kehle ab, was man dem Riem sehr übel deutete. Dann kniete er nieder, und dankte Gott, daß er ihm den Sieg hat verliehen. Den Todten legte man in einen Sarg und begrub ihn auf dem Feld. Der Arm hieng nur noch an der Haut.

Es war in der Vorstadt eine schwangere Frau, die hatte das Gelüft, zuzusehen. Da es ihr insonderheit verboten war, so gieng sie heimlich aufs Thor und lugete zu, denn ihre Begierde war gar zu groß. Da sie niederkam, so gebar sie ein Kindlein, das hatte nur einen Arm. Darum ist es gut, daß die schwangern Frauen dabein seyen. So erzählt der wahrhafte Chronikschreiber. Die Geschichte lehrt uns, daß das Schwerdt früher gar oft als die einzige Richtschnur des Rechtes und des Unrechtes angesehen worden ist. Dem Sieger war es dann erlaubt, dem Bestegten den Todesstoß zu geben. Wer den Zweikampf ausschlug, der wurde gleich für schuldig erkannt, Personen die nicht fechten konnten, als Geistliche, Weiber, Greise, die konnten sich Verfechter wählen. Als die bessere Gerichtspflege aufkam, da wurden diese gerichtlichen Zweikämpfe abgeschafft.

Auch von alten Polizeiverordnungen theilt die Chronik einige Proben mit; z. B. eine Kleider-Ordnung. Schon im Jahr 1390 hat man das Bedürfnis gespürt, dem Kleiderprunk, zumal der Frauen, zu steuern, und eine einfachere Tracht vorzuschreiben.

Unsere Vordern hielten auf Erbarkeit. Anno 1436 machten die Raupen großen Schaden. Die Bäume sahen im Mai aus wie im Winter. Es war eine sehr große Plag, der man abzuheffen suchte. Zu gleicher Zeit kamen große Beschwerden wegen der vielen Ratten. Wer eine Ratte in das Kaufhaus brachte, der bekam dafür einen Heller. Im Jahr 1437 verordnete der Rath, daß Niemand kein Korn zum Mahlen geben sollte, man wäge es denn zuvor, und nachher auch das Mehl. Es war nämlich für den Rath gekommen, daß die Müller untreulich mit dem Korn umgingen. Man stellte einen besondern Wäger auf. Aber darnach beklagten sich die Leute, daß ihnen noch unrechter geschehe, denn die Müller thäten viel Gries und Mühlstaub ins Mehl, daß es schwer genug würde. Dies gefiel Jedermann übel und man gieng wieder davon ab. Die Müller haben schon dazumal viel zu leiden gehabt!

Der Tower in London.

(Mit einer Abbildung.)

In der großen Stadt London steht eine Art Festung, auf Englisch der Tower (sprich Tauer) genannt, was auf Deutsch der Thurm heißt.

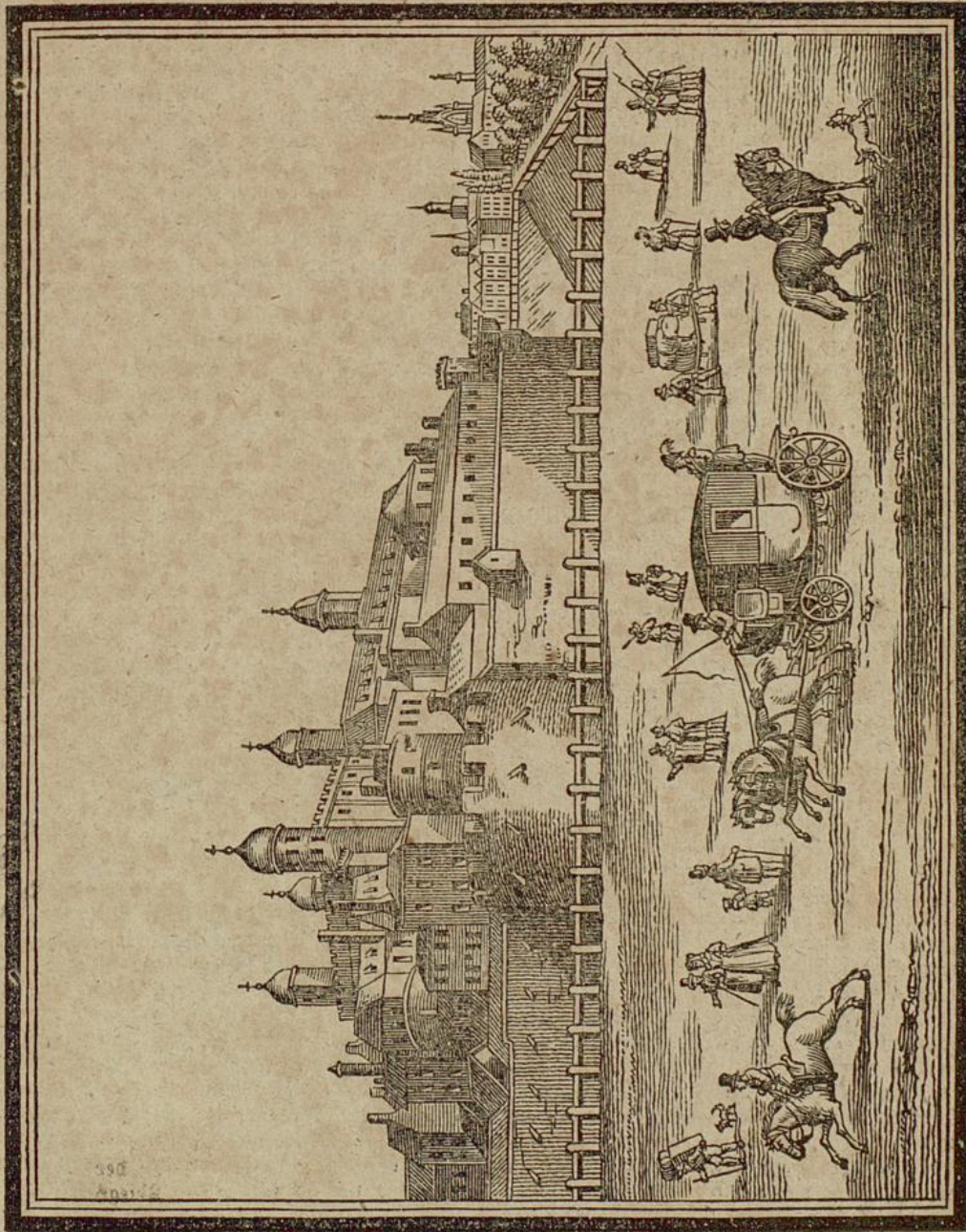
Ursprünglich stammt sie von dem berühmten Helden Wilhelm dem Eroberer her, der im Jahr 1066 von Frankreich aus, wo er ein Herzog der Normandie war, ganz England sich unterwarf und dort König wurde. Zur Erhaltung der Ruhe in der Hauptstadt baute er dann ein Schloß; dies Gebäude ward nach und nach durch Zusätze vergrößert, so daß es im Ganzen eine förmliche Festung bildete, die jetzt an 12 Morgen Fläche einnimmt, und mit Wall und Graben umgeben ist. In diesem Raum wohnen, außer dem Militär, viele hundert Personen, es sind darin die großen Zeughäuser, Säle mit allerlei Merkwürdigkeiten, Magazine für die Armee, das Archiv, eine Kirche, und ein eigener Thurm, worin die unschätzbar reichen Kronjuwelen aufbewahrt werden. Es ist eine wahre Nationalburg Englands, weil viel

Wichtiges, was in dessen Geschichte vorkommt, sich dort ereignet hat.

In dieser Gebäude-Masse brach am 30. Okt. 1841 ein gewaltiges Feuer aus, das zuerst ein großes Zeughaus und dann mehrere der Gebäude zerstörte, die, nach der Abbildung, um die uralte, mit 4 Thürmen versehene Hauptburg, die unbeschädigt blieb, herumliegen. Hunderttausende von Gewehren und Waffen, 20000 Zelte, viele hundert Kanonen, kurz, mächtige Vorräthe aller Art wurden ein Opfer des Feuers, eines der größten, welches London erschreckte. Die Glut war so ungeheuer, daß die Spritzen nicht nahe genug kommen konnten; zwei derselben brannten sogar an. Der Schaden ist auf 6 Millionen Gulden berechnet worden. Die kostbaren Reichskleinodeien waren glücklich in Sicherheit gebracht worden, obwohl das Feuer den Bewahrungsturm nicht erreichte. In einem kurzen Zeitraum hat London durch den Brand drei große Verluste erlitten: die Börse, die Parlamentshäuser und im Tower. Letzteres hat die Engländer am meisten betrübt, weil dabei so viele Erinnerungszeichen von Schlachten, Siegen und ihrer Geschichte zu Grund giengen. Auch war die Gefahr für die ganze Stadt bedrohlich. Es lag gar viel Pulver im Tower; unerschrockene Soldaten warfen nasse Lächer auf die Fässer, und stürzten sie in den Fluß. Es ist sehr nachdenklich, daß fast zu gleicher Zeit in Petersburg das kaiserliche Schloß, in Paris ein Schauspielhaus, und in England diese wichtigen Gebäude abgebrannt sind. Die Vorsehung hat an verschiedenen Orten Mahnungsbrieife geschrieben, möchten die Menschen sie beherzigen!

Von dem ersten Bauherrn des Towers, König Wilhelm, dem Eroberer, meldet die Geschichte folgendes:

Das Stück von Frankreich, welches England gerade gegenüber liegt, heißt die Normandie, es bildete in alten Zeiten ein eigenes Herzogthum, unter einem Herzog. Vor mehr denn 800 Jahren regierte daselbst ein Herzog, mit Namen Robert. Dieser ritt eines Tags durch sein Städtchen, Falaise (sprich Faläs) genannt, er erblickte daselbst die schöne Tochter des Gerbers Tubert,



190
1891

mit Namen Charlotte, und ward von Stund an sterblich in sie verliebt. Dem Mädchen gefiel der Herzog auch, also war sie nicht sehr spröde gegen ihn, besonders da sie einen wunderbaren Traum überkam, als steige ein Baum aus ihrem Leib hoch empor, so groß, daß er Land und Meer beschatte. Im Jahr 1016 gebar sie einen Sohn, der hieß erst Wilhelm der Bastard. Der Herzog gewann ihn aber so lieb, auch zeichnete sich der Knabe so sehr aus, daß er ihn, mit Umgehung seiner zwei ältern rechtmäßigen Söhne, zum Erben des Landes einsetzte.

Trotz aller Angriffe mußte sich der junge Wilhelm, nunmehr Herzog, im Besitz zu erhalten, auch ward er bald ob seiner Tapferkeit und Kühnheit gerühmt und gefürchtet. In England regierte damals ein König Eduard, ein naher Verwandter zu den Herzogen der Normandie, dem Wilhelm in allen Kriegen großen Beistand leistete. Als dieser König kinderlos starb, vermachte er dem Herzog Wilhelm die Thronfolge in England. Die Engländer sperrten sich dagegen; da zog Herzog Wilhelm mit großer Heeresmacht übers Meer, es kam am 14. Oktober 1066 zur blutigen Schlacht, in der Wilhelm Sieger blieb. Er unterwarf sich das ganze Land, ward zu Weihnachten als König gekrönt, und hieß nun Wilhelm der Eroberer. — Große Strenge und wiederum Gerechtigkeit sicherten ihm den Thron. Er regierte bis im Jahr 1087, oder zum 71. seines Alters. In diesem Jahr zog er in Krieg gegen Frankreich. Aus jener Zeit schreibt sich der Ursprung der Feindschaft her, die zwischen Engländern und Franzosen noch keineswegs erloschen ist. Hatte nun dieser Fürst im Leben viele Abenteuer bestanden, so waren auch die nach seinem Tode nicht gering. Denn auf diesem Kriegszug starb er in seinem Herzogthum. Bis zum letzten Achemzug herrschte er gewaltig, die mächtigsten Ritter, die ihm in Krieg gefolgt waren, standen um sein Sterbelager; aber als der Achem stockte, stoben sie auseinander, entsetzt, daß solch ein Mann fehle. Was ist der Stärkste, wenn das Band der Glieder sich löst? Die Diener plünderten den Palast, und entflohen ebenfalls. Nacht lag

der todte Körper allein im leeren Haus. — Da erbarmte sich dessen ein braver Rittersmann, Namens Harluin. Er trat in das schauerliche Haus, lud den Königsleichen auf einen Wagen, und machte sich mit ihm auf zur Stadt Caen. Dort brachte er ein würdiges Geleit zusammen, und der Zug wollte eben zur Kirche wandeln, da trieb eine plötzlich in der Stadt entstehende Feuerbrunst Alles wieder auseinander. Nur Harluin und einige Klostergeistliche giengen mit zum Grabe. Hier protestirte ein Mann, Ascelin geheißn, gegen das Begräbniß, weil Grund und Boden der Kirche und des Kirchhofes ihm ungerechter Weise vom König einst genommen worden sey; also mußte man erst diesen Kläger befriedigen. Endlich brachte man einen steinernen Sarg, der in der Gruft den Leichnam aufnehmen sollte; er war jedoch zu eng, und als man den ungewöhnlich starken Körper gewaltsam hineinpreßte, sprangen die Eingeweide durch die Bauchdecke. Der Leib borst entzwei und verpestete durch den Gestank die Luft. Eilig sprachen die Priester die Todtengebete und stoben von dannen. So wunderbarlich war König Wilhelms Lebensanfang und Ende. An 70 Jahre behielten dessen Sohne und Enkel den Englischen Thron, und als der Mannstamm ausstarb, folgte die weibliche Linie. Die vornehmsten englischen Geschlechter rühmen sich heut noch normännischer Abstammung.

Von einem Landsmann.

Zu Willstert im Amt Kork ist vor 243 Jahren, nämlich Anno 1600, dem dortigen evangelischen Pfarrer ein Sohn geboren worden, der als ein gelehrter Mann sich berühmt gemacht, und geschätzte Bücher geschrieben hat. Sein Name war Johann Moscherosch; er wird heut zu Tag noch mit Ehren genannt. Der Mann, welcher ein Alter von 69 Jahren erreichte, erlebte alle Schrecken des dreißigjährigen Krieges, sowie das Elend und Verderbniß, welches jene betrübte und jammervolle Zeit nach sich zog und in alle Zustände übertrug.

Im gerechten Zorn über den Verfall der Sitten, die leidigste Folge jedes Kriegs

schrieb er eine Strasschrift, in welcher er der Welt und Menschen Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit, Handel und Gebrechen durchnahm, und in Bildern schilderte, die er als gebabte Erscheinungen, oder Gesichte darstellte. Folgendes ist ein Mästerchen seiner Erzählungsweise.

Eines Abends gieng ich in einem Thal spazieren, da wandelte mich die Lust an, von den Leuten weg in den Wald zu gehen, damit ich meinen Gedanken um so besser nachsinnen möchte. Innerhalb kurzer Zeit gerieth ich so weit in das Gewalde, daß ich nicht mehr den Weg zurückfinden konnte. Ich kam an einen Ort, da es nicht mehr gegen Abend, sondern heller Tag war, und das Feld umher so schön mit Blumen gezieret, daß einem das Herz lachen mußte. Da wurde ich eines Weges gewahr, welcher sich abgemach in zwei Wege theilte. Der gegen der rechten Hand zu war nur ein Fußpfad, und sehr schmal; weil er wenig begangen ward, stund er mit Dornen und Disteln bewachsen, auch mit rauhen Steinen bedeckt, daß mir wohl deuchte, hier sey nur mit Arbeit und Mühe fortzukommen. Wie ich mich also verwunderte, kam ein alter Bettler daher gewandert, welcher, um sich zu erholen, ein wenig stille stand. Ich fragte ihn, ob nicht irgend ein Wirthshaus nächst hiebei wäre, wo man einkehren und sich erfrischen könnte. Nein, sprach der arme Mann, man muß da eines Gangs fortgeben, und sich nicht aufhalten. Auf dem Weg der Tugend sind keine Wirthshäuser zu finden. Bist du ein Christ, sprach er ferner, so soll dir ja nicht unwissend seyn, daß in dem Lauf des ganzen menschlichen Lebens der Abschied ist Ankommen; sterben ist geboren werden. Leben ist wandern, die Herberge ist die Welt. Wenn man aus derselben gehet, so ist es um einen Sprung zu thun, daß man zur Seeligkeit gelangt, oder in Verdammniß gerathet. Der Sprung ist der Tod! Indes gieng er fort, und sprach: behüte dich Gott, ich muß mich eilen, denn wer auf gutem Weg ist, der thut nährisch, wenn er sich säumet.

Da ich sah, daß der gute Mann auf dem beschwerlichen Weg sich nur mühsam fortbewegte und oft schmerzlich an die Steine und Hecken gerieth, so sprach ich bei mir selber, das ist wahrlich ein ungeschlachter Hint. Vote 1843.

übler Weg, und nur kümmerlich darauf vorwärts zu gehen. Deshalb that ich etliche Sprünge zurück, also daß ich wieder in den ersten Scheideweg kam. Als ich mich da umsah, da wurde ich zweier Soldaten gewahr, welche mich auf meine Frage beschieden, daß sie noch einen dritten Weg gesehen hätten, welchen die Neutralen wandelten. Ho! Ho! ihr guten Herren, sprach ich, wo seyd ihr denn gesteckt, derselbe Weg ist längst verwahren, weil er für unnütz erkannt worden, da er durch weit abgelegene Orte doch wieder in die breite Straße führt. Es stehet nicht sein, ist auch nicht ehrlich, wenn man weder das Eine noch das Andere recht seyn will. Neutral seyn ist so viel, als des Teufels nicht seyn wollen und Gottes nicht seyn können. Gott und Welt sind einander zuwider; wer nicht recht zu Gott will, den erwischt der Böse. Darauf ließ ich die zwei Soldaten stehen, und gieng auf die linke Hand, in den hübschen breit gebahnten Weg. Behüte Gott, was eine Menge Volks fand ich daselbst. Vornehme und Geringe, in Kutschen und zu Pferde, Damen, deren Augen wie Sterne funkelten, kurzum treffliche Leute, Herren und Frauen; es war eine Lust von angenehmer Gesellschaft. Es gieng da nicht so kümmerlich her, wie auf dem andern Weg, auf welchem, aus Mangel der Schneider, die Leute zerrissene Kleider hatten. Alle Tritt und Schritt waren Kramläden, Wirthshäuser, Spielhäuser, und viel andere der Welt Leppigkeit zugethane Handwerker und Künstler zu sehen. Doch gab es fast immer Handel. Die Herren Juristen und Mediziner kamen einander in die Haare, wegen des Vorzugs, der ihnen gebühre. Die Juristen wußten gar viel für ihr Recht anzuführen, das Gesetz sey eher als der Fall; doch wurde es zuletzt zu Gunsten der Doktoren entschieden, weil der Leib mehr sey, als das zeitliche Gut, auch Gottes Wort für sie spreche. Denn im 5ten Gebot heiße es: du sollst nicht tödten, was offenbar zu den Doktoren gesagt sey; und erst im 7ten komme: du sollst nicht stehlen, was die Juristen angehe. — Weiterhin fiel eine ganze Gesellschaft Weinschenker und Wirthe in eine große Grube voll Wassers. Weil sie aber fürchteten, das Wasser könne Zeugniß wider sie geben, arbeiteten sie sich still heraus.

und ließen beschämt davon. Unfern wurde ich eine Truppe gewahr, die auf dem Weg durch kleine Umfchwelpe fortwanderte, ernsthaft aussehend, als ob es ehrsame Leute seyn müßten. Als ich aber denselben nähete, sah ich, daß es unserz Volks war. Einer sagte mir, es seyen Leute, die einen heiligen Wandel führten vor der Welt, aber in der That Schalksknechte wären, bei welchen Kirchengeden, Almofengeben, Seufzen, Buß und Besserung ein eitel erdichtetes falsch gemeintes Werk sey, wodurch sie die Hölle und nicht den Himmel verdieneten. Ja, solche Scheinheilige lassen es sich recht sauer werden, um die Hölle zu verdienen. — Manchmal gerieth ich auf meinem Weg auch in Zweifel. Einmal verlangte ich nach einem Notarius, oder Schreiber, der mir eine Schrift aufsetzen sollte, und da mir anfangs gesagt ward, es sey keiner vorhanden, so gedachte ich bei mir selbst: so bin ich gewiß auf dem rechten Weg in den Himmel, dieweil keine Schreiber hie seyn sollen. Aber gar bald waren deren viele zur Stelle, und ich merkte wieder wo ich wäre, besonders, da ich eine Stimme hörte: Platz, laßt die Herren Apotheker passiren. O Gott, sprach ich, hat es auch Apotheker allhier? Ehe ich in meiner Verwunderung es recht gewahr geworden, war ich über einige Fallbrücklein gekommen, da der Eingang leicht, der Ausgang aber unmöglich ist.

Wir schließen hier den Auszug, und können, wenn es den Lesern gefällt, die Fortsetzung der Wanderung ein andermal bringen. Es werden dabei nach allen Seiten hin Hiebe ausgeheilt. — Zuletzt ruft der Wanderer aus: Mich wundert nur, daß die ganze Zeit, so wir auf Erden waren, nicht Einer bedacht hat: „was machen wir? was thun wir? was gedenken wir? was leben wir? wie hausen wir? was wird das für ein Ende nehmen? wo kommen wir hin?“ — Der Bote will seinen lieben Lesern diese Sprüche zum ernstest Nachdenken empfohlen haben.

Treue Liebe.

Treue Liebe gewinnt stets des Himmels Segen. Ein Unteroffizier von der franzö-

sischen Armee diente zu Algier in Afrika, und gab seiner dabeiem gebliebenen Frau lange keine Nachricht. Da wurde sie unruhig, und machte sich auf den weiten Weg zu ihm, hin übers Meer ins heiße Nohrenland. Angekommen in Algier vernahm die besorgte Frau, daß ihr Mann weiter einwärts in Garnison stehe, in der Stadt Scherschel. Also wanderte sie auch dahin, von liebender Angst getrieben. Da fand sie zwar den Gatten, aber er lag schwer krank darnieder, im Spital, bei vielen Unglücksgegnissen. Das Elend hatte sie alle mit gleich erbärmlichem Aussehen heimgesucht, Sterbende und Todte lagen untereinander, ein Anblick, um die Sinne zu verwirren. Wer jemals ein angehäuftes Lazareth zu Kriegzeiten gesehen hat, der vermag es zu glauben, daß die arme Frau nicht im Stande war, ihren Mann heraus zu erkennen. Aber da kam ein treuer Helfer. Sie hatte von Haus ihr Hündchen mitgenommen; dies Thierchen nun sprang plötzlich auf ein Bett, wo es seinen Herrn entdeckt hatte, und begann ihm das Gesicht zu lecken. Der arme Mann war dem Tode nah, allein die Freude über die Gegenwart seines Weibes belebte seine gesunkene Kraft aufs neue, und ihre sorgsame Pflege wirkte so gut, daß er genas und mit Urlaub in seine Heimath ziehen konnte. Diese ist in der französischen Stadt Cambrai, (sprich Cambrá) oder auf deutsch Sammerich geheißen, in den edemaligen Niederlanden, wo die unter dem Namen Kammertuch bekannte feine Leinwand gemacht wird. Dort ist er im Februar vorigen Jahres glücklich mit der treuen Frau und dem guten Hündchen angekommen, und von seinen Mitbürgern, die in Rührung seine Leiden und Freuden erwogen, aufs theilnehmendste begrüßt worden. Der Name dieses braven Unteroffiziers ist Mollet. Brav muß er seyn, sonst hätte die Frau wohl nicht so liebevoll gehandelt. Ueber solchen Eben macht im Himmel ein freundschaftliches Vaterauge. Von dorthier kam die stille Angst ins Herz der Gattin, welche sie forttrieb durch Meere und Wüsten in die weite Ferne, um als rettender Engel am Krankenslager des Mannes zu erscheinen. Solche Fügungen sind Gottes Rathschluß, damit es nicht vergessen werde, was der König Salo-

mon schreibt: ein fleißig Weib ist eine Krone ihres Mannes. — So was freut besonders, daß man es aus Weischland berichten kann, wo aus den Revolutionszeiten noch viele üble Nachwehen bestehen.

Zur Geschichte von Nordamerika.

(Mit einer Abbildung.)

Jahr aus, Jahr ein wandern so viele unserer guten Landsleute nach den vereinigten Staaten von Nordamerika, daß etwas Geschichtliches über jene Landschaften den geneigten Lesern nicht unwillkommen seyn dürfte.

Nordamerika ist die größere Hälfte der neuen Welt, und darin bilden wieder die zu einem Bund vereinigten freien Staaten, dormalen 25 an der Zahl, den Haupttheil. Von diesem soll zunächst hier gehandelt werden, denn nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man nur ihn bei uns unter dem Namen Nordamerika. Die ersten Ansiedelungen im jetzigen Gebiete dieser Freistaaten gründeten die Engländer im Jahr 1586. Das Land war damals ein undurchdringlicher Wald von vielen tausend Quadratstunden Flächenraum, unterbrochen durch große Seen und Moräste, dünne bewohnt von einzelnen Horden Wilder, welche unter sich fast immer im Streit waren, und bloß von der Jagd lebten, denn sie trieben keinen Ackerbau. Es gab unter diesen Wilden, Indianer genannt, auch kein einziges Hirtenvolk. Das Klima war feucht und kalt, was von den großen Waldstrecken und Gewässern berührte; des Nachts fiel der Thau in großen Tropfen von den Bäumen. Hunger und Seuchen tödteten die ersten Ansiedler. Inzwischen hatte König Jakob I. von England allen neuen Ansiedlern und deren Nachkommen gleiche Rechte mit den übrigen Untertanen Englands versprochen, und so zogen wieder viele über's Meer; dies war der erste Keim des politischen Lebens von Nordamerika. Einst fehlte es den Auswanderern an Frauen. Da sandte man ihnen Anno 1618 ein Schiff voll Mädchen, 100 an der Zahl. Um die Unkosten der Fahrt zu decken, gab Jeder, der sich eine auswählte, dem Schiffmann ein oder zwei Centner Tabaksblätter. Damals

brachen in England, wie auch im übrigen Europa, blutige Religionsstreitigkeiten aus, weshalb viele Menschen, Katholiken wie Protestanten, auswanderten, um in den Einöden Amerikas wenigstens ungestörte Gewissensfreiheit zu haben. Darunter zeichnete sich besonders eine fromme Bruderschaft aus, die man Quäcker nannte, welche in ihren Gebräuchen den Wiedertäufern sehr ähnlich, und wie diese fleißige Landwirthe sind. Es entstanden nun allmählig Städte und Dörfer, zumal an der Meeresküste hin; die Einwanderungen aus Europa hörten nicht auf; die Wälder wurden gelichtet, das Land urbar gemacht, und durch friedlichen Tauschhandel mit den eingebornen Stämmen immer größere Landschaften der europäischen Kultur gewonnen. Um den Muth der Anbauer zu beleben, erteilte ihnen die englische Regierung große Freiheiten, und das Recht, ihre Verfassung selbst zu bestimmen. Gewissensfreiheit war hauptsächlich der Wohlstand; Engländer, Deutsche, Niederländer, Schweden, Schweizer, Franzosen, fühlten sich dadurch angezogen, und so kam es, daß, ehe 150 Jahre verstrichen waren, ein bis dahin unbekannter Erdstrich, der nur von rohen Wilden bewohnt gewesen, durch edle Arbeiten und durch bildsame Thätigkeit in die Geschichte der Menschheit eingeführt worden ist. Die Ordnung reifte durch Erfahrung und weise Gesetze; der Wohlstand blühte aus kräftiger Anstrengung bei einfachen Sitten und ernster Lebensweise. Alles aber gedieh am glücklichsten, wo der Geist der Bruderliebe zu allen geselligen Tugenden erweckte, nämlich unter den Quäkern in Philadelphia.

Die Quäcker, oder Zitterer, sind Glieder einer vor mehr denn 200 Jahren in England entstandenen Religionsgesellschaft, welche sich selbst die christlichen Freunde nennen, weil das Band der Freundschaft und Bruderliebe sie in gleichen Gesinnungen vereinige. Wie oben erwähnt, gleichen sie viel den Wiedertäufern, und den Herrenhüttern. Sie halten den Eid für sündlich, ebenso das Blutvergießen; darum werden sie nie Soldaten. In der Würde des sittlichen Lebens, im Fleiß, in der Einfachheit, kurz in allen häuslichen Tugenden können sie jeder Religionsparthie als Muster dienen. Unter

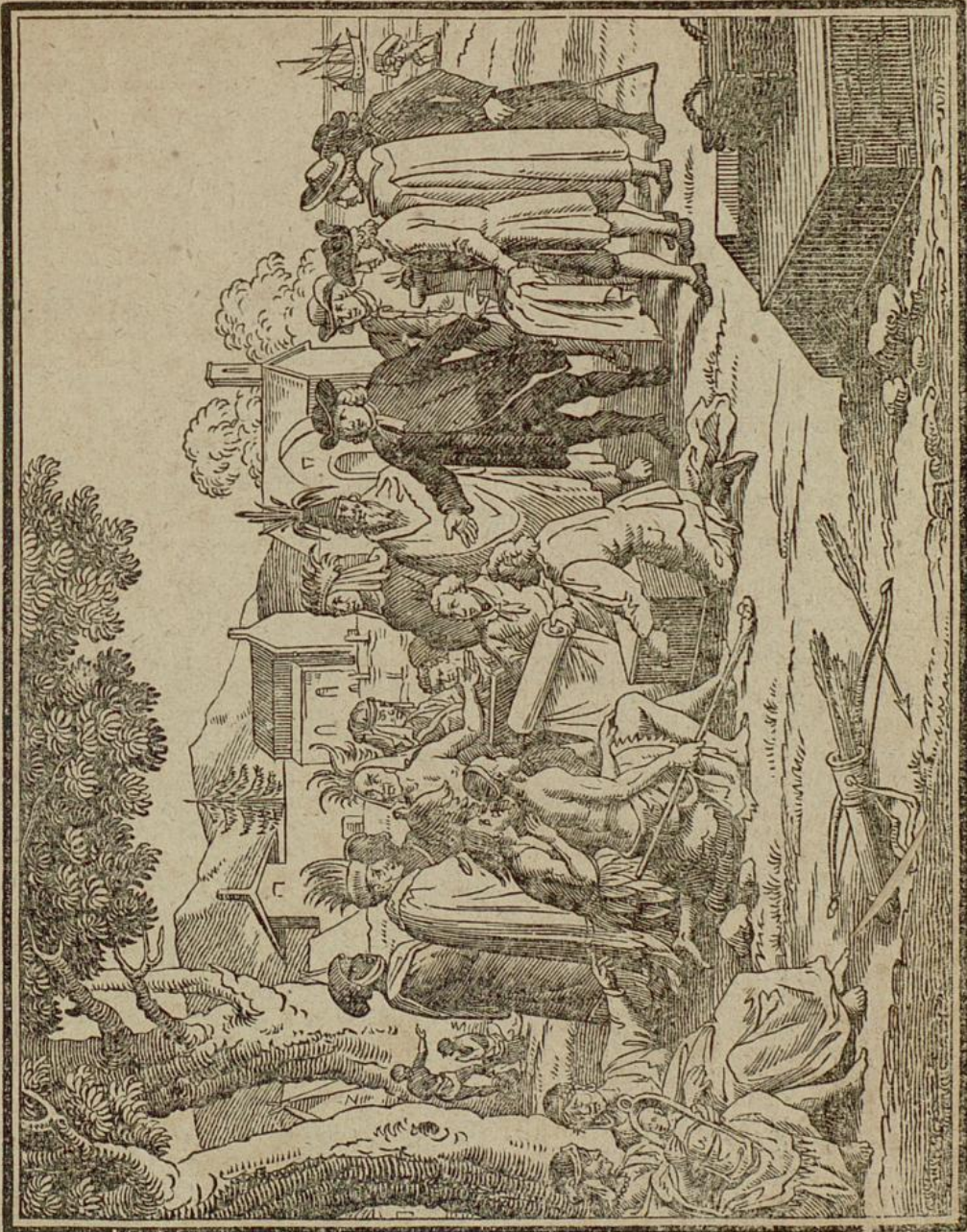
den Stiftern und Verbreitern dieser Lehre glänzte insbesondere der tugendhafte und verehrungswürdige Wilhelm Penn.

Wilhelm (William) Penn wurde in London im Jahr 1644 geboren, einziger Sohn eines berühmten und reichen Seebelden, der in England in hohem Ansehen stand. Um seiner Hinnegung zu einem stillen Leben zu beargnen, sandte ihn der Vater nach Paris, damit er Sinn für die große Welt gewänne. Allein der edle Jüngling blieb sich getreu; im 22. Jahr schloß er sich der Lehre der Quäker an, und ließ sich weder durch den Spott der Jugendgenossen, noch durch den Zorn des Vaters, der aber bald sein Unrecht einsah, abwendig machen, und noch weniger durch Verfolgungen, deren er und seine Freunde gar viele zu bestehen hatten. Nach seines Vaters Tod war er Erbe eines großen Vermögens, darunter stand sich auch eine bedeutende Schuldsforderung an die Krone England, wofür er statt Zahlung ein groß Stück Land, schier ein Fürstenthum, in Nordamerika sich anweisen ließ. Der menschenfreundliche Mann hatte hierbei kein Handelsunternehmen im Auge, sondern er wollte bloß eine Freistätte für seine Geistesverwandte gründen. Anno 1682 reiste Penn selbst in die neue Pflanzung, und ordnete die Verfassung. Obschon ihm vom König von England die ganze Landschaft zu Eigenthum gegeben worden war, so wollte er sich doch mit den darauf herumstreifenden Wilden auch noch gütlich abfinden, und sie nicht mit Gewalt fortjagen. Also erklärte er, der königliche Brief müsse auch von den bisherigen Eigenthümern des Bodens gutgeheißen werden. Er versammelte die Häuptlinge der Indianer-Stämme, und sprach zu ihnen, daß der allmächtige Gott, der Alles erschaffen, nicht wolle, daß die Menschen untereinander sich Böses zufügen, sie sollen friedlich beisammen leben, und das gegenseitige Eigenthum achten. Er biete ihnen Ersatz für die Landschaft an, die er für seine Leute brauche. Die Hauptleute der Wilden nahmen mit Freuden das Anerbieten an, und bald war man mit dem Kauf im Reinen. Nebenstehende Abbildung schildert getreulich den Vorgang: der schwarze Kleidete Mann ist Herr William Penn, ein wahrer Fürst, wenn auch ohne Krone und

Scepter, aber mit einem königlichen Herzen im Busen; hinter ihm stehen seine Freunde, vor ihm die Häuptlinge der Wilden, denen er Geschenke austheilt. Da wo die wilde Frau unter der alten Bache sitzt, ist sodann der Grundstein zur Stadt Philadelphia gelegt worden, dormalen die schönste der nordamerikanischen Städte. Als 1682 sie Wilhelm Penn gründete, hätte er nicht gedacht, daß sie 1843 mehr als 200,000 Einwohner haben würde. Jetzt ist sie die Hauptstadt vom Staat Pennsylvania, einem der ersten der nordamerikanischen Staaten, der so viel Einwohner zählt, als das Großherzogthum Baden. Pennsylvania nannte Herr Penn seine von den Wilden erkaufte Provinz, was auf Deutsch „Penns Waldland“ heißt — im Namen ehrt noch den Gründer; Philadelphia bedeutet auf deutsch „Stadt der Bruderliebe.“ In diesem Staat sind die meisten Deutsche, über die Hälfte der Einwohner sind von deutscher Abstammung. Deutscher Fleiß hat dort hauptsächlich die Wälder und Gärten zu Gärten umgeschaffen. Die deutsche Stimme gilt auch in der Landsgemeinde. In der Stadt Philadelphia sind allein von deutscher Nation 156 Bäckermeister, 112 Schustermeister, 80 Schneidermeister, 100 Metzger, 40 Schreiner, 37 Schlosser u. s. w. 8 deutsche Kirchen, überhaupt 75000 Deutsche.

So lautet die Geschichte vom Beginn jener Staaten. Einfache Männer legten den Grund, aber ihr Herzschlag war von ächter Liebe erwärmt, ihre Rede war That, ihr Leben war That. Das Gedeihen blieb nicht aus, allmählig nahm der Handel einen nie geahnten Aufschwung, Reichthum kam in Umlauf, und da, wo Menschen walten, nichts vom Sturm der Leidenschaften unberührt bleibt, somit die rühige Fortbildung sich stoß und drängt: so kam endlich ein blutiger Krieg, wodurch jene Staaten die Verbindung mit dem europäischen Mutterlande lösten, und sich zum nunmehrigen freien Staatenbund herabildeten. Davon soll die Erzählung im nächsten Kalender folgen.

Uebrigens wird dormalen eine höchst betrübende Schilderung vom Zustand in den vereinigten Staaten gegeben. Nach den schwindelhaftesten Handelsunternehmungen, gestützt auf eine übergroße Masse von Pa-



plergeld, zeigt sich jetzt Mangel an baarem Geld. Dazu tritt immer mehr eine Abnahme aller Moral, sowohl im öffentlichen, als im Privatleben, hervor. Ganze Staaten weigern sich, ihre Schulden zu bezahlen. Unterschlagung anvertrauter Gelder kommt gar häufig vor. Neulich ist der Kassier einer Seehandlungsgesellschaft mit einer Million Thaler an Werth durchgegangen! Das Glend nimmt gewaltig zu, und damit auch das sittliche Verderbniß.

So haben die Zeitungen ein Schreiben mitgetheilt, das ein Bürger aus Rheinzabern, der voriges Jahr nach Philadelphia ausgewandert ist, von dorthier an seine Landsleute erlassen hat, um sie zu warnen. „Er klagt gewaltig, namentlich auch darüber, daß man aus Amerika selten die rechte Wahrheit schreibe. Jeder wolle draußen für einen reichen Mann gelten, wenn er auch gerade das Gegentheil davon sey. Man könne sich ja draußen leicht eine richtige Vorstellung machen, wenn man nur die Masse Leute, und deren nähere Beschaffenheit betrachte, welche hineingezogen seyen. Die Moralität sey so gesunken, daß, nach jenes Bürgers Meinung, kein Land in Europa wäre, das so moralisch verdorben ist. Die Schwindlerei mit den Banken, welche Papiergeld ausgaben, das sie jetzt nicht mehr einlösen, aber anfänglich für baar Geld umsetzten, habe das ganze Land ruiniert. (Es traten Gesellschaften (Banken) zusammen, welche Papiergeld ausgaben, das im Handel und Wandel gleich dem Baaren Werth hatte, weil man jederzeit Baares dagegen an solchen Banken einwechseln konnte. Anfangs gieng es in Ordnung, aber jetzt haben fast alle Banken Bankerutt (Bank) gemacht, und die Papiere haben keinen Werth mehr.) In Philadelphia allein seyen an 50 Millionen Thaler durch solche Bankerutte verloren gegangen; wer Bankerutt machen will (das heißt in Gant kommen) der nehme das Benefiz, wie es in in Amerika genannt wird; das heißt, er gebe vor Gericht die eidliche Erklärung, daß er nichts mehr besitze, dann ist alles bezahlt; — das sey gesetzlich! Ueberall sehe man nur übertriebenes Wesen. Unter den gemeinen Leuten seyen viel rohe und wilde Menschen die sich z. B. gegenseitig das Eigenthum in Brand stecken; die vornehmeren sind am Ende

nur am Geldgewinn bekümmert, einerlei welcher Art er auch sey. Die Meisten von denen, welche nach Deutschland kommen, und dort den großen Herrn spielen, hätten vielleicht schon mehremale das „Benefiz“ genommen. Wenn Jemand von draußen Geld mitbringt, und er zieht in eine Wildniß, da kann er sich Strecken Landes, den Acker um 1—2 Thaler kaufen; aber er muß sich entschließen, einsam zu leben, und muß sich nicht vor häßlichem Ungeziefer, namentlich den gefährlichen Schlangen, fürchten, die sich in die Wohnungen eindringen.“

Der Rhein-Zaberner mag in Manchem zu schwarz sehen; aber William Penn's Zeiten sind's jetzt keine mehr, und noch weniger herrschen seine Gesinnungen!

Al l e r l e i.

Es wollte einer einem Juden sauern Wein verkaufen, und versicherte, er würde auf dem Lager besser und milder werden. Dem antwortete der kluge Jude: „Legt einen Kranken wohin ihr wollt, so ist ihm doch nirgends wohl.“ —

Als ein neuer Rathsherr gefragt wurde, was sie so lange im Rath machten, sagte er: „wir sitzen und rathen, es wäre freilich besser, wenn wir's gleich wüßten.“ —

Ein wackerer Lehrer prägte seinen Kindern folgenden Spruch ein:

Im kleinsten Raum
Pflanz einen Baum,
Und pflege sein,
Er bringt dir's ein!

Dies will auch sagen, wer im Leben keine Gelegenheit zu einer guten That versäumt, der pflanzt Ernten für die Ewigkeit.

An einem Haus stand die Inschrift:
Blick auf dies Haus, o Herr mit Gunst,
Behüte uns vor Feuersbrunst,
Vor Mißwachs und vor theurer Zeit,
Vor Maurer und vor Zimmerleut!

Der Mann mag viel gebaut und manches dabei erfahren haben.

Vor Alters war in einer Stadt in Oestreich ein Richtschwert in Gebrauch, das noch heut zu Tag im Schloß Ebenstein, bei

Wienerisch Neustadt, aufbewahrt wird, auf dessen Klinge folgender Vers steht:

Alles, was du thust, nimm wohl in Acht;
Von Allem du das End' betracht'.
Wer eh' kauft, eh' geboten wird,
Eh' find', eh' verloren wird:
Der stirbt, eh' er krank wird.

Unsere redlichen Vorvordern haben in diesem Spruch den Anfang und das Ende manches Missethätters ganz richtig bezeichnet. Hätten sie denken können, daß ihre Nachkommen alltäglich ein Wirthshausleben führen, wie es leider dermalen fast überall der Fall ist, so würden sie jener Inschrift noch manche Zusätze angefügt haben. Wer mehr im Wirthshaus als daheim ist, dem kann man auch ein übles Ende prophezeihen.

Redliche Freunde sind wie treue Reisegefährten, sie helfen den besten Weg suchen. Freunde im Unglück erworben halten fester, als die, welche uns das Glück gab.

Schreckliche Unglücksfälle.

Mit dem sehnsüchtigen Wunsch nach einem gesegneten Jahrgang, hat der Dote seine Erzählungen begonnen, denn das Herz wird ihm schwer in Wehmuth und Mitleid, wenn er des Jammers und der Trübsal gedenkt, die im verflossenen Jahr über manche Gegenden und Personen in so furchtbarer Gestalt gekommen sind. Viele schwer heimgeuchten Menschen dürfen in frommer Ergebung mit dem Psalm ausrufen: „Erfreue uns wieder, nachdem wir so großes Unglück leiden.“ — Es waren zumal entsetzliche Brandfälle, welche häufiger als jemals das verflossene Jahr in dieser Beziehung zu einem besondern Unglücksjahr stempelten. Unter ihnen ragt hauptsächlich der große Brand hervor, welcher die schöne, blühende, freie See- und Handelsstadt Hamburg mit gänzlichem Ruin bedrohte. Es war die furchtbarste Feuerbrunst, welche man seit dem großen Brand von London, Anno 1666, und dem absichtlichen Verbrennen von Moskau 1812 in Europa erlebte. Am 5. Mai, in der Nacht des Himmelfahrtstags, brach im Haus eines Schreiners Feuer aus. Ein heftiger Wind trieb die Flamme auf ein benachbartes Magazin, wo große Vor-

räthe von Spiritus und Del lagen. Als dieses in Brand gerieth, da tröpte das Feuer allen Löschkanälen; es breitete sich durch die Wasserkanäle fort, welche die brennenden Flüssigkeiten schwimmend weiter trugen. Bald standen ganze Straßen in Gluth. Genug, bis zum Sonntag den 8. Mai Mittags, also mehr als drei volle Tage lang, wüthete das grausame Element. Man sprengte Häuser mit Pulver in die Luft, oder schoß sie mit Kanonen nieder, um dem Feuer den Stoff zu rauben. Dies und ein Regen, den die Gnade Gottes sandte, brachte es endlich zum Stillstand, nachdem an 2500 Gebäude, worunter drei Kirchen, das Rathhaus, die alte Börse, die Bank und fast ein Viertel der Stadt verzehrt, und mehr als fünf und zwanzigtausend Menschen obdachlos waren. Beim Brand hatten 39 Personen ihren Tod gefunden, und 118 wurden dabei beschädigt, worunter die Hälfte schwer. Braucht es mehr, um das Grausenhafte zu bezeichnen? Die Gluth und der Sturm waren so arg, daß brennende Funken an 7 Meilen weit vom Wind getrieben worden sind. Ein halb verbranntes, noch glimmendes Stück Tapete fiel 10 Stunden weit auf einem Landgut nieder. Der Schaden ist unermeßlich, man berechnet ihn auf mehr als 100 Millionen Gulden an Werth. Aber die Mildethätigkeit zeigte sich auch im schönsten Licht. Aus allen Gauen Deutschlands flossen reichliche Beiträge, bei denen die Fürsten mit edlem Beispiel vorangingen. Wo es zu helfen gilt, da ist unser gnädigster Großherzog schon längst einer der Ersten, wofür ihn Gott besonders segnen möge. Auch das Ausland bethätigte sich hülfreich, denn überall erregte die Kunde von dem entsetzlichen Mißgeschick das tiefste Mitleiden. In den Stunden der Gefahr ergaben sich viel edle Hülfe von Muth, Hingebung und redlichem Bürgerinn; aber auch beklagenswerthe Anzeichen niederträchtiger Handlungen. Unvergeßlich wird den Hamburgern der Umstand bleiben, daß, als ihre Hauptkirche in Brand gerieth, das berühmte Glockenspiel auf dem Thurm, durch die Hitze in Bewegung gesetzt, noch den herrlichen Chorale, „Ehre sey Gott,“ anstimmte, und mit diesen Klängen in Feuer aufstieg. Am 8. Mai Abends wülbte sich ein Regenbogen über die Brandstätte, da sagte ein Bürger: „das war eine Feuersäule, aber Gott sprach,

ich will Euch gnädig seyn, und zog seinen Bogen darüber hin.“ Und er hat Recht! Hamburg wird nach wenig Jahren wieder ganz auferstanden seyn, als ein neues Denkmal der Gnade Gottes, so wie der Liebe, Einheit, Kraft seiner Bürgerchaft und des gemeinsamen theuren Vaterlandes. — Am 7. Juni haben die Hamburger mit frommem Sinn einen allgemeinen Bußtag gefeiert.

Als Mittags am 8. Mai der Hamburger Brand gelöscht war, da ereignete sich zur selben Stunde bei Paris ein anderes entsetzliches Unglück. Ein Fest hatte Morgens viele Personen zur nahen Stadt Versailles geführt, welche nun wieder auf der Eisenbahn heim eilten. Um recht zahlreiche Transporte auf einmal abenden zu können, wurden zwei künstliche Ziehwägen vorgespannt, die mit ihrer Dampfkraft 20 — 30 angehängte Personenwagen fortzuschaffen vermögen. Ein solcher künstlicher Ziehwagen, Loco-Motiv genannt, ist eine Maschine auf Räder, welche durch Feuer und Wasserdämpfe in Bewegung gesetzt wird, und mit einer Kraft, die oft der von 20 Pferden gleichkommt, vorwärts stürmt. Nun saßen in dem Zug vielleicht 600 Personen auf einmal. Nahe bei Paris brach dem vordern Ziehwagen die Achse, er fiel um, und verschüttete sein heftiges Steintoblenfeuer. Auf ihn stürzte der zweite Ziehwagen, der ebenfalls seine glühenden Kohlen entleerte, so daß es eine feurige Unterlage bildete. Auf diese drängten sich die Personenwagen — der fortwirkende Stoß trieb gar gewaltig — so daß es wie ein großer Trümmerhaufen anzusehen war. Alles lag untereinander, Menschen und Wagen. Was aber das Grausamste blieb, war, daß die Wagenthüren nicht geöffnet werden konnten, und das dürre, mit Delfarbe angestrichene Holzwerk im Nu in lichten Klammern stand. Wasser fand sich keines in der Nähe, so daß ehe 10 Minuten verfloßen waren, an 100 Menschen sofort erbärmlich verbrannten, und noch weit mehr, meistens tödtlich, verletzt wurden, von denen wenige mit dem Leben davon kamen.

Nie hat es wohl einen so gräßlichen, herzerschneidenden Anblick gegeben! Besonders wird ein berühmter Seefahrer, Admiral Duroville, beklagt, der gerade von einer Reise um die Welt zurückkam, und nun mit seiner ganzen Familie auf einer Spazierfahrt unterging!

Auch die neue Welt ist im Mai heimgesucht worden. Auf der großen Insel Hayti, wo Anno 1492 Christoph Columbus bei der Entdeckung von Amerika landete und zuerst eine Festung baute, wüthete am 7. Mai ein Erdbeben. Nach 4 Minuten war die ganze Stadt Hayti ein Trümmerhaufen. Die Hälfte der Einwohner, an 10000, sind umgekommen. Vier Tage und vier Nächte brannte es noch zudem in einem fort. Dann fand sich auch allerlei Gesindel ein und plünderte. Ein Unglück kommt selten allein!

In der Stadt Saxeitz in Sachsen fiel im Theater die bretterne, stark verkalkte Bekleidung der Decke auf die Zuschauer herab, der Schrecken, der Wirrwarr, das Drängen zum Entfliehen, läßt sich eher denken, als beschreiben. Aus den blutigen Trümmern zog man an 30 jämmerlich zerquetschte Leichname hervor. Noch mehr sind schwerer oder leichter verwundet worden. Lust und Trauern bleiben nahe verwandt!

Von den vielen sonstigen Brandunsfällen, welche die Stadt Steyer in Oestreich, viele Orte in Sachsen, Hessen, Baiern und Würtemberg zerstörten, wie Markdorf in unserm Land, will der Bote nichts Näheres berichten, als daß meistens beklagenswerthe Nachlässigkeit, manchmal aber auch abscheuliche Bosheit Schuld daran war.

Am 13. Juli ist der Kronprinz von Frankreich an einem Sturz aus dem Wagen gestorben. Ein schwerer Schlag für den alten Vater, aber auch für Frankreich und ganz Europa. Denn jener Prinz, Herzog von Orleans genannt, war ein edler wohlgesinnter, menschenfreundlicher Herr. Die schönsten Erscheinungen haben hienieden oft das bitterste Loos! So haben frevelhafte Buben der tugendbassen Königin von England, die redlich ihre Pflichten erfüllt und herzlich ihr Volk liebt, schon mehrfach nach dem Leben getrachtet. Als die Landesabgeordneten dessfalls mit neuer Huldigung der Treue und Anhänglichkeit zur Königin kamen, sprach sie: „Ich bin dankersüchtig gegen den Allmächtigen, dessen gnädige Vaterfürsorge mich beschirmt hat. Ich baue demüthig auf Gottes gütige Vorsehung, die aus jeder Gefahr mich erretten kann.“ Solche Gesinnungen stärken in Freud und Leid!